

Sprache – Kognition – Kultur

Sprache zwischen mentaler Struktur
und kultureller Prägung

Herausgegeben von
Heidrun Kämper
und Ludwig M. Eichinger

Sonderdruck



Walter de Gruyter · Berlin · New York

DIETRICH BUSSE

Linguistische Epistemologie

Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik

Abstract

Im Zentrum des Beitrags stehen zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft. Diese Thesen knüpfen an an die kulturwissenschaftliche Semantik, wie sie etwa in der Begriffsgeschichte nach dem Muster Reinhart Kosellecks (für das Großlexikon „Geschichtliche Grundbegriffe“) oder in der (inner- und außerlinguistischen) Diskursanalyse nach dem Diskurskonzept von Michel Foucault entwickelt worden ist. Ein weiterer Anknüpfungspunkt der angestrebten Konvergenz sprach-, kognitions- und kulturwissenschaftlicher Theorie- und Methodenbildung ist das Problem des Textverstehens (und der epistemischen Voraussetzungen eines adäquaten Textverstehens), wie es sich in solchen gesellschaftlichen Text- und Kommunikationsbereichen zeigt, die auf einer extrem voraussetzungsvollen epistemischen Ausgangssituation aufbauen.

Im Beitrag soll eine theoretische und methodische Perspektive aufgezeigt werden, die – ebenso an eine „Diskursanalyse nach Foucault“ anknüpfend wie an Ansätze aus der linguistischen und kognitionswissenschaftlichen Frame-Analyse – letztlich zu einer Art „Linguistischen (oder besser: linguistisch begründeten) Epistemologie“ führen kann, und damit zu einem Forschungsansatz, in dem Interessen der Linguistik, der Kulturwissenschaften wie der Kognitionswissenschaften gleichermaßen zum Tragen kommen können.

1. Vorbemerkung

Im Zentrum dieses Beitrags sollen zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft und Kognitionswissenschaft stehen. Diese Thesen sind das Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit Fragestellungen einer Semantik, die die mit sprachlichen Mitteln kommunizierten (und konstituierten) Inhalte ernst nimmt und die jeweils spezifischen Bedingungen und Wissensvoraussetzungen berücksichtigt, ohne die die sprachlichen Zeichen und Zeichenketten (Texte) nicht ihren jeweiligen kommunikativen Sinn (oder anders ausgedrückt: ihre Interpretationsfähigkeit) bekommen würden. Die (theoretische und methodische) Perspektive auf Semantik, die hier vertreten werden soll, ist zum einen aus einer linguistisch-sprachtheoretischen Auseinandersetzung mit spezifisch kulturwissenschaftlichen Fragestellungen entstanden, wie sie vor allem in dem beispielgebenden Ansatz der historio-

graphischen Begriffsgeschichte nach der Idee von Reinhart Koselleck, mit großer Ausstrahlung in die benachbarten Geisteswissenschaften, verwirklicht war.¹ Dieser Ansatz legte es, mit seinem umfassenden Anspruch einer Analyse der Genese und Struktur sozial-historischen Bewusstseins gesellschaftlicher Wirklichkeit, nahe, im Anschluss an die Diskurstheorie von Michel Foucault zu einer Diskursanalyse ausgebaut zu werden. Dass eine Diskursanalyse auch in einer linguistisch reflektierten Weise, als eine Methode und ein Forschungsziel einer kulturwissenschaftlich (bewusstseinsanalytisch) orientierten – nicht nur von Historikern, sondern auch von Linguisten betriebenen – Historischen Semantik durchgeführt werden kann, wurde gleichzeitig mit der linguistischen Aufnahme, Kritik und Erweiterung der Begriffsgeschichte bereits damals erstmals begründet und programmatisch ausformuliert.²

Das zweite Motiv (der zweite Anstoß) für die hier vorgelegten Überlegungen stammt aus einer ebenfalls langjährigen intensiven Beschäftigung mit Fragen der Semantik im Zusammenhang mit Textverstehen und Textinterpretation.³ Diese Untersuchung bezog sich auf solche Bereiche von Semantik, Textbedeutung, Textverstehen, auf die normalerweise der Scheinwerferstrahl des linguistischen Forscherblicks nie oder selten fällt; im konkreten Falle war es die Semantik der Sprache des Rechts und die Interpretation von Gesetzestexten, die mit linguistischen Mitteln sprachtheoretisch zureichend erfasst und beschrieben werden sollten.⁴ Es wurde damals die These vertreten, dass eine linguistische Semantik (eine Bedeutungstheorie wie eine Theorie des Textverstehens und der Textinterpretation) so lange ihren Namen nicht verdient, wie sie nicht in der Lage ist, ein Bedeutungsmodell zu entwickeln, das solche gesellschaftlich zentralen Gebrauchsformen von Sprache und Texten zureichend erklären kann. Zugleich wurde darauf verwiesen, dass die linguistische Semantik notwendigerweise das verstehensrelevante Wissen in ihren Gegenstandsbereich einbeziehen muss, und dabei nicht an den Grenzen Halt machen kann, die in traditionellen linguistischen oder logischen Bedeutungsmodellen mit ihren stark reduktionistischen Bedeutungskonzepten mit größter Schärfe gezogen werden. Das Modell der Frame-Semantik (der Wissensrahmen) bot sich als ein Analysemodell an, welches geeignet ist, den fatalen linguistisch-semantischen Reduktionismus zu überwinden, der bisher stets ein Hindernis dafür war, dass die linguistische Semantik in einen fruchtbaren Dialog mit den Kulturwissenschaften (aber auch: mit bestimmten Spielarten der Kognitionswissenschaften) treten konnte.

¹ Siehe dazu die Einleitung des Monumentalwerks „Geschichtliche Grundbegriffe“ (Koselleck 1972) sowie die Aufsätze in Koselleck 1978 und die linguistische Analyse dieses Programms in Busse 1987, S. 50 ff.

² Busse 1987, S. 251 ff. u. ö.

³ Deren wesentliche Ergebnisse zusammengefasst sind in Busse 1991 (vgl. v. a. Kap. 5, 6, 7). Der dort formulierte Ansatz verdankt einiges den Ideen von Biere 1989.

⁴ Siehe dazu Busse 1992, 1993 und 2002.

In Zusammenführung der beiden genannten semantischen Forschungsrichtungen (und -ziele) geht es im vorliegenden Beitrag darum, darzulegen, warum in meinen Augen eine Forschungsperspektive, die „Sprache“, „Kognition“ und „Kultur“ in einen engen theoretischen wie möglicherweise methodischen Zusammenhang bringt, als eine quasi naturwüchsige Weiterentwicklung dessen gelten kann, was in der Geschichtswissenschaft vor 35 Jahren mit der „Begriffsgeschichte“ nach der *Façon* von Koselleck begann und sich dann in Ansätzen einer „linguistischen Diskursanalyse“ („... nach Foucault“) fortgesetzt hat (mit einer zunehmenden Tendenz der Weiterführung und empirischen Umsetzung auch im Fach Germanistische Sprachwissenschaft⁵).

Dabei geht es mir in meinem Beitrag nicht nur um eine Auseinandersetzung mit einer „interpretativ“, oder, wie ich es nennen würde „epistemologisch“ ausgerichteten Semantik. Es geht mit Bezug auf die *Frame*-Theorie – die Theorie der (wie ich sie nenne) „Wissensrahmen“ – vor allem auch darum, zu zeigen, dass nur auf der Basis einer solchen theoretischen Perspektive das verstehensrelevante Wissen in seiner ganzen verstehensermöglichenden Breite und Tiefe überhaupt ansatzweise erfasst und beschrieben werden kann. Bei meinen Überlegungen geht es mir daher nicht nur um eine empirische Perspektive aktueller Bedeutungsbeschreibungen für Wörter, Begriffe, Texte, (dies auch), sondern mindestens ebenso sehr um eine Klärung des Verständnisses, das wir vom Funktionieren von Sprache in ihren kognitiven wie kulturellen Bezügen haben. (Ich beziehe mich dabei u. a. auf unterschiedliche *frame*-theoretische Ansätze, wie sie vom Linguisten Charles Fillmore und vom Kognitionswissenschaftler Marvin Minsky entwickelt, und später etwa von Autoren wie Lawrence Barsalou präzisiert worden sind.)

Eine Diskussion über den Wert des *Frame*-Konzepts für eine kognitive Semantik wie für eine kulturwissenschaftliche Semantik kann aber nicht erfolgen, ohne zumindest einen Seitenblick geworfen zu haben auf einige grundlagentheoretische Erkenntnisse, wie sie der Psychologe Frederick Bartlett bereits in seiner frühen Schema-Theorie gewonnen hatte. Diese Erkenntnisse sind geeignet, zu erhellen, auf welche Weise und wie eng kognitive Grundstrukturen mit gesellschaftlichen Konventionen verknüpft sind. Erweisen sich Grundformen der Kognition als Grundlagen zugleich der Konventionalität (etwa des Regelcharakters der Verwendungskonventionen sprachlicher Zei-

⁵ Stellvertretend für eine mittlerweile schon recht große Anzahl an Forschungsarbeiten aus der germanistischen Linguistik nenne ich nachfolgend nur die wichtigsten Monographien: Wengeler 2003, Jung 1994, Niehr 2004, Busch 2004, Spitzmüller 2005, Scharloth 2005, Fricke 1999, Busse/Hermanns/Teubert 1994. In einer Reihe von Tagungen wurde die „Linguistische Diskursanalyse nach Foucault“ intensiv diskutiert. Ich weise auf die gleichnamigen Sammelbände Warnke 2007 (mit dem Untertitel „Theorie und Gegenstände“) und Warnke/Spitzmüller 2008 (mit dem Untertitel „Methoden“) hin. – Vom Verfasser seien neben den Grundlagentexten Busse 1987 und Busse/Teubert 1994 zu verschiedenen Einzelaspekten noch genannt: Busse 1997, 2001, 2003a, 2003b, 2005a, 2006, 2007a, 2007b, 2007d.

chen), dann ist ein enges Band aufgezeigt, das ganz offensichtlich zwischen den Sphären des Sprachlichen, des Kognitiven und des Kulturellen (insbesondere des gesellschaftlichen Wissens) geknüpft ist.

Ich benutze das Beispiel des Frame-Konzepts, um aufzuzeigen, dass Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft bei bestimmten Themen gar nicht so weit auseinander liegen, wie es bei ungenauer Betrachtung vielleicht den Anschein haben mag. Die linguistische Semantik könnte hier als Vermittler auftreten, wenn sie begriffen wird als eine Forschungsperspektive, die sich die Analyse des *gesamten* semantisch relevanten Wissens zur Aufgabe macht (und sich – dies nur nebenbei – keine reduktionistischen Scheuklappen anlegt, wie in der Vergangenheit leider allzu häufig geschehen). Die Thesen, die ich in meinem Vortrag vorstellen möchte, sollen unter anderem auch erläutern, was ich seit einiger Zeit *Linguistische Epistemologie* nenne.

2. Grundzüge und Ziele einer kulturwissenschaftlichen Semantik: Begriffsgeschichte und linguistische Diskursanalyse nach Foucault

Die Linguistische Diskursanalyse (Diskursanalyse hier immer verstanden im Sinne des Diskursbegriffs von Michel Foucault und nicht zu verwechseln mit der linguistischen Dialog- oder Gesprächsanalyse) ist als Forschungsprogramm und Methodenkonzept entstanden im Rahmen der Historischen Semantik. Sie verdankt ihr Entstehen daher einem engen, Disziplinengrenzen überschreitenden Austausch mit der Geschichtswissenschaft, in der diese Form von Historischer Semantik zunächst entstanden ist, und benachbarten Kultur- und Sozialwissenschaften. Am Anfang dieser Forschungsperspektive stand die Begriffsgeschichte in der Fassung, wie sie der Historiker Reinhart Koselleck für das monumentale Lexikonwerk „*Geschichtliche Grundbegriffe*“ 1972 formuliert hatte. In der Diskussion von Kosellecks Methodenkonzept wurde schnell deutlich, dass dieses weit über den Rahmen einer traditionell eng gefassten linguistischen Wortsemantik hinausreichte. Als erster hat m. W. der Romanist Karlheinz Stierle die Begriffsgeschichte vom Typ Koselleck in ein Diskurskonzept eingeordnet, allerdings zunächst noch nicht in Anlehnung an Foucault. Dieser Bezug auf die Diskursanalyse, deren Grundgerüst Foucault in der „*Archäologie des Wissens*“ gezeichnet hatte, kam bei Stierle erst 1978 hinzu, und wurde in einer Monographie des Historikers Horst Günther (1979) zum ersten Mal ausführlich diskutiert.

Für einen kultur- und sozialwissenschaftlich interessierten Linguisten und Semantiker war es damals sehr spannend, festzustellen, dass zentrale Begriffe der Semantik, wie die Termini „Begriff“, „Semantik“, „Bedeutungsgeschichte“, „Diskurs“ und „Text“ hier in einer anderen Disziplin, nämlich der Geschichtswissenschaft, in völlig neuer Weise in spezifisch kulturwissenschaftliche und sozialhistorische Forschungsinteressen eingebunden und für diese zu nutzen gesucht wurden. Man vergleiche nur die von Stierle formulierte Trias: „*Ge-*

schehen – Geschichte – Text der Geschichte“. Könnte man das ganze Unterfangen der damaligen Historiker angesichts dieser Trias noch als Teil einer Art von Wissenschaftsgeschichte begreifen, also so, wie der Begriff „Epistemologie“ häufig verkürzend aufgefasst wird (selbst Foucault hat ja zunächst – etwa in der „Ordnung der Dinge“ – eher wissenschaftsbezogene Diskurse thematisiert), so geht Koselleck in seiner Fassung der Begriffsgeschichte und Historischen Semantik schon deutlich über diese intern akademische Perspektive hinaus. Für ihn sind nämlich die zentralen sozialhistorischen Begriffe selbst eine Art Akteure im historischen Prozess. „Faktor“ wie „Indikator“ für geschichtliche Bewegungen sollen sie sein, und damit dynamische Instanzen im Feld des handlungsleitenden wie geschehensreflektierenden gesellschaftlichen Wissens.

Bei näherer linguistischer Betrachtung wurde schnell deutlich, dass traditionelle linguistische Modelle der Wortbedeutung und Satzsemantik den hier zunächst von Historikern formulierten, dann von anderen Kultur- und Sozialwissenschaftlern aufgegriffenen Untersuchungszielen nicht gerecht werden konnten. Die Idee einer linguistischen Diskursanalyse, welche die Zielsetzungen der Koselleckschen Begriffsgeschichte um eine sich auf Foucault berufende Diskursperspektive erweiterte und diese einbettete in solche sprach- und bedeutungstheoretischen Zusammenhänge, die diesen Untersuchungszielen überhaupt nur gerecht werden konnten, lag also auf der Hand.

Zum besseren Verständnis der nachfolgend formulierten Thesen möchte ich kurz auf einige Aspekte einer linguistischen Diskursanalyse näher eingehen, um das spezifisch Neue einer solchen Forschungsperspektive kenntlich zu machen. Schon die Begriffsgeschichte bei Koselleck basierte auf einem Begriffsbegriff, der über die Grenzen der damaligen linguistischen Merkmalsemantik hinausgehend die Semantik von Begriffen als extreme Kondensate historischen, gesellschaftlich gewachsenen Wissens behandelte. Ich habe diese Funktionsweise von Grundbegriffen unter dem Konzept „Kontextualisierung“ zusammenzufassen versucht.⁶ Gerade weil Begriffe (die einem ja vorwiegend in Form von Wortzeichen begegnen) letztlich eine Art von „Kontextualisierungshinweisen“ darstellen, können sie historisches, soziales, kulturelles Wissen in häufig so extremer Weise bündeln.

Sieht man die Aufgabe der Semantik darin, dasjenige Wissen zu explizieren, das beim Verstehen eines Wortes oder Satzes vorausgesetzt werden muss, damit man von einem adäquaten Verstehen, einer adäquaten Realisierung der Bedeutung im kognitiven Prozess sprechen kann, dann ist der Weg zu einer Begriffsgeschichte Koselleckscher Prägung ebenso vorgezeichnet wie deren Erweiterung hin zu einer epistemologisch konzipierten Diskursanalyse nach Foucault. Mit einem solchen Forschungsprogramm hätte man die Semantik an Strömungen der modernen Kulturwissenschaften, und es ist nicht einzusehen, warum ausgerechnet die linguistische Form der Semantik

⁶ Vgl. Busse 2007a.

von diesen Kooperationsmöglichkeiten ausgeschlossen werden sollte. Ein näherer Blick zeigt jedoch zusätzlich, dass eine verstehenstheoretische Öffnung der linguistischen Semantik dieselbe nicht nur anschlussfähig für benachbarte Kulturwissenschaften macht, sondern außerdem ein Fenster öffnet hin zu den Kognitionswissenschaften, jedenfalls denjenigen Spielarten, denen es wirklich um die Erklärung menschlicher Kognition geht und nicht lediglich um Neurophysiologie.

Ich möchte dem zuerst genannten Motiv für das Bemühen um eine Konvergenz von linguistischer Semantik, kulturwissenschaftlicher Forschung und kognitiver Perspektive ein zweites hinzufügen, das vielleicht besonders charakteristisch ist für die enorme Wirkmächtigkeit, die der Diskursgedanke Foucaults entfaltet hat. Ich nenne diesen Punkt die „Entsubjektivierung des Wissens und der in den sprachlichen Zeichen und Texten realisierten Semantik“. Schon die Begriffsgeschichte Kosellecks richtete sich gezielt gegen die idealistische Überhöhung der historisch handelnden Subjekte in einer Geschichtsschreibung, der es mehr auf die Motivationen und Entscheidungen einzelner Personen ankam als auf die sozialhistorischen und mentalitätsmäßigen Voraussetzungen, die diese bedingt haben.⁷ Insofern nimmt schon die Begriffsgeschichte die Stoßrichtung gegen die Subjektüberhöhung des deutschen Idealismus und der daraus abgeleiteten Wissenschaftshaltungen vorweg, für die dann letztlich Foucault mit seiner Diskursanalyse berühmt geworden ist.

„Entsubjektivierung des verstehensrelevanten Wissens“ heißt dann in diesem Kontext, dass dieses Wissen keine Privatangelegenheit einzelner Individuen mehr ist, und dass man das Bemühen um eine Erforschung dieses Wissens nicht einfach mit dem stereotypen Hinweis darauf erledigen kann, dass man ja in die Köpfe der Menschen nicht hineinsehen könne, wie es immer noch viele Linguisten fälschlicherweise glauben. Was Menschen in ihren Köpfen haben, mag privat sein. Der Weg, auf dem es hineingekommen ist (um diese etwas problematische Metapher fortzuspinnen), ist aber ein sozialer, kulturell vermittelter Weg. Verstehensrelevantes Wissen ist in beschreibbarer Weise sozial konstituiert und aufgrund gesellschaftlich organisierter, kulturell determinierter Bewegungen und Prinzipien strukturiert. Insofern mögen die das Verstehen vorbereitenden Schlussfolgerungsprozesse (Inferenzleistungen) einzelner Subjekte durchaus individuell sein; das epistemische Material und die Schlussmuster, die dabei benutzt werden, sind unhintergebar sozial.

Ich fasse zusammen:

- Epistemologie als Grundlage einer Beschreibung von Gesellschaften und Kulturen und dem, was sie im innersten zusammenhält und lenkt und bestimmt;

⁷ Diese veränderte historiographische Grundhaltung hat ihm übrigens die erbitterte Feindschaft zahlreicher zeitgenössischer Kollegen eingetragen.

- Prädetermination und Entsubjektivierung (Ent-Individualisierung) des Wissens, und damit des Denkens, Entscheidens, Handelns in einer Gesellschaft;
- Konstitution des Denkens und Wissens (und damit des Verständnisses der Wirklichkeit und ihrer Elemente) durch Sprache:

Dies sind die Implemente nicht nur der „Begriffsgeschichte“ in Kosellecks Prägung, sondern, wie sehr bald gesehen wurde, auch der Untersuchung von „Diskursen“, von „historischen Aprioris“, der „Genealogie“ der Episteme, wie sie Foucault etwa zeitgleich vorgeschlagen und entwickelt hatte. Es lag daher nahe, die methodisch (im strengeren Sinne dieses Begriffs) wenig ausgearbeitete Leitidee von Koselleck auszubauen in Richtung einer historischen Diskursanalyse, in deren Begründung wenigstens zwei der oben genannten, bei Koselleck verdeckten Prämissen offen ausgesprochen worden waren.

Ist das Gemeinsame der Begriffsgeschichte und der Diskursanalyse, ja aller Ansätze, die unter den Begriff „Historische Semantik“ subsumiert werden können⁸, das Ziel der Analyse des gesellschaftlichen Wissens, das sich in sprachlichen Zeichen und den aus ihnen gebildeten Texten oder Textnetzen (Diskursen⁹) niederschlägt, dann ist es möglich, diese Ansätze unter Nutzung der Erkenntnisse der modernen kognitiven Linguistik und Kognitionswissenschaften zu einer „linguistischen Epistemologie“ auszubauen, die ihre Anwendungsfelder in kulturhistorischen Forschungen ebenso finden kann wie in synchronen Analysen heutiger Wissensströmungen und -strukturen.

Foucaults Diskursmodell ruht auf dem Begriff der *enoncé*, der Aussage.¹⁰ *Diskurs* definiert er als *eine Menge von Aussagen, die einem gemeinsamen Formationssystem angehören*. Wichtig ist ihm dabei, dass Aussagen nicht mit Äußerungen gleichgesetzt werden. Aussagen (als *enoncés*) sind offenbar abstrakte Größen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt auftreten können und nicht notwendig an eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform gebunden sind. Um mögliche Missverständnisse zu vermeiden, spreche ich statt von „Aussage“ lieber von „Wissenssegmenten“, die in verschiedener sprachlicher Gestalt artikuliert werden können. Diskurse sind für Foucault demnach in erster Linie als Formationssysteme von Wissenssegmenten wichtig, die, wie er weiter hervorhebt, die Bedingungen der Möglichkeit der Produktion bestimmter Äußerungen steuern. Diskurse stellen damit für ihn ein epistemisch wirksames „historisches Apriori“ dar, welches die Produktion, das Erscheinen, die Serienbildung, die Formation und die Wirkungskraft von Aussagen

⁸ Jedenfalls dann, wenn man diese als Ansatz der Kulturwissenschaften versteht und sie nicht zu einer reinen Etymologie und Wortgeschichte verkürzt, wie es nach wie vor in der Linguistik weit verbreitet ist.

⁹ Vgl. zu einer viel rezipierten methodisch-praktischen Definition von Diskursen als unter bestimmten Analysegesichtspunkten zusammengestellten Textkorpora Busse/Teubert 1994.

¹⁰ Zum Nachfolgenden vgl. ausführlicher Busse 2003a, S. 23 f., und Busse 1987, S. 222 ff.

steuert. Berühmt geworden ist die Bestimmung der Diskurse als *Zwischen-ebene* zwischen Denken und Sprechen, die Foucault in der „Ordnung des Diskurses“ hervorgehoben hat.¹¹ Auf dieser Zwischenebene sind vor allem die diskursiven Mechanismen wirksam, etwa als Ausschließungsmechanismen, als Mechanismen von Produktionszwängen diskursiver Ereignisse, als Strukturierungsmechanismen der Episteme und als Formationssysteme des Wissens.

Als Grundbegriffe der Diskursanalyse nennt Foucault die vier Konzepte *Ereignis*, *Serie*, *Regelhaftigkeit* und *Möglichkeitsbedingung*. Mit *Ereignis* meint er das spontane und häufig unvorhersehbare Auftreten eines epistemischen Elements in einer Äußerung, einem Text usw. Dieses epistemische Element (*enoncé* bei Foucault) muss nicht rundweg neu sein (ist es tatsächlich eher selten); es reicht für die Ereignishaftigkeit das unvorhergesehene Auftreten in einer neuen diskursiven Umgebung. Treten solche Ereignisse häufiger auf, bilden sie *Serien* und werden damit zu Keimzellen diskursiver Formationen. Das Stadium der Etablierung neuer diskursiver Strukturen ist erreicht, wenn Serien diskursiver Ereignisse sich zu einer *Regelhaftigkeit* verdichtet haben. Als Systeme von Regelhaftigkeiten wirken die einmal etablierten diskursiven Formationen bzw. Strukturen als *Möglichkeitsbedingungen* der Produktion zukünftiger, thematisch benachbarter diskursiver Ereignisse. Sie steuern nicht nur das aktuelle Auftreten sondern die Auftretensmöglichkeit einzelner epistemischer Elemente in bestimmten Kontexten überhaupt. Diskurse werden dann von Foucault auch als „Dispersionssysteme von Aussagen“ aufgefasst. Die Diskursanalyse untersucht also diskursive Ereignisse in einem Feld des Wissens und achtet dabei vor allem auf die Bedingungen des Erscheinens einzelner epistemischer Elemente in gegebenen epistemisch-diskursiven Kontexten. Diskurse erweisen sich als geregelte und diskrete Serien von diskursiven Ereignissen, in deren Analyse es vor allem auf die Identifizierung von Regelmäßigkeiten ankommt. In deren Analyse soll – mit den Worten Foucaults – herausgefunden werden „wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage (an einem gegebenen Punkt) erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“.¹²

Diese diskursanalytischen Aspekte können auf Aspekte einer epistemologischen Semantik bezogen werden, wie sie sich – wie noch zu zeigen sein wird – im Kontext einer Rahmenanalyse des verstehensrelevanten Wissens entfalten lässt. Eine linguistische Analyse von „Aussagen“ im Sinne Foucaults (ich persönlich spreche lieber von „epistemischen Elementen“) muss nach meiner Auffassung immer in Form eines Prädikationsrahmens erfolgen. Prädikationsrahmen sind dabei einerseits ein Analyseformat, mit dem sich epistemologisch und linguistisch das verstehensrelevante Wissen deskriptiv erfassen und darstellen lässt; sie sind aber – wenn nicht alles täuscht – auch

¹¹ Foucault 1971, S. 48 [dt. 32].

¹² Vgl. Foucault 1969, S. 143 [dt. 159].

Kernelemente für die Organisation des Wissens schlechthin. Mithin lässt sich jedes in einem Diskurs (als „diskursives Ereignis“ im Sinne Foucaults) auftretende epistemische Element im Format einer Prädikations-Struktur (eines „Wissensrahmens“) darstellen.¹³ Da die Elemente eines Wissensrahmens (Konzepte, die die entweder offenen oder nach prototypikalischen Anforderungen zu besetzenden Bezugsstellen eines Prädikationsrahmens füllen) selbst wieder im Format von subsumierten Rahmen analysiert werden können, stellt jede Satzaussage (jede Proposition und wohl auch jede „*enoncé*“) selbst wieder ein strukturiertes Geflecht von Wissensrahmen dar. Aufgrund des Evokationspotentials der Sprachzeichen, die in der sprachlichen Formulierung enthalten sind, die die *enoncé* trägt, ist jede einzelne Aussage (und eigentlich jedes einzelne in einem Text eingeführte epistemische Element) eingebettet in einen Kontext weiterer Wissensrahmen und Wissensrahmen-Geflechte.

Die Motive für eine Erweiterung der Perspektive und Forschungsmöglichkeiten der linguistischen Semantik um Anregungen aus der Begriffsgeschichte und der Diskursanalyse nach Foucault können folgendermaßen zusammengefasst werden: Elemente der Sprache (Wörter/Sprachzeichen, Begriffe, Texte/Sprachzeichenkomplexe, Diskurse/Text- und Äußerungskomplexe) bekommen in kulturwissenschaftlichen Ansätzen wie der (zunächst historiographisch motivierten, aber auf andere Kommunikationsbereiche übertragbaren) Begriffsgeschichte und der nachfolgenden Diskursanalyse eine zentrale Funktion. In sprachlichen Einheiten (wie Begriffen und Texten) zeigt sich nicht nur das gesellschaftliche Wissen; es wird in ihnen (mit ihnen) konstituiert.¹⁴ Die semantische Analyse ist daher immer schon (ob sie will oder nicht) mit einer Analyse von Ausschnitten des gesellschaftlichen Wissens befasst. „*Semantik*“ ist nach dem hier vertretenen Konzept gleichzusetzen mit der Beschreibung des verstehensrelevanten Wissens in Bezug auf Sprachzeichen und/oder Texte. Diese Perspektive bleibt auch dann erhalten, wenn man nicht mehr isolierte Ganztexte (oder Ausschnitte daraus) semantisch analysiert, sondern die Querbezüge zwischen Texten, Aussagen, Textversatzstücken ausmachen will, also das betreibt, was dann Diskursanalyse, Analyse von Hypertext-Strukturen oder wie auch immer genannt wird.¹⁵ Für eine adäquate Erfassung und

¹³ Für ein mögliches Darstellungsformat einer solchen tiefensemantischen Prädikations-Analyse vergleiche (allerdings noch außerhalb der Diskursanalyse) Busse 2007c. Siehe auch unten die Überlegungen zu These 8.

¹⁴ Foucault hatte zu Recht darauf hingewiesen, das sich das gesellschaftliche Wissen nicht nur in Texten und Begriffen zeigt, sondern auch in anderen kulturellen Artefakten (z. B. Architektur der Gefängnisse, Folterinstrumente usw.). Insofern schließt sich die hier vertretene epistemologische Perspektive an Ansätze einer Kultursemiotik (wie z. B. bei Roland Barthes, Umberto Eco und anderen konzipiert) an.

¹⁵ Gegen den oberflächlichen, der fachwissenschaftlichen Diskurslage seiner Zeit geschuldeten anti-linguistischen Gestus von Foucault kann man daran festhalten, dass eine hier skizzierte Form der epistemologischen Semantik anschließbar ist an die Intentionen seiner Diskursanalyse. Zu den Missverständnissen, die Foucaults schiefem, polemisch

Beschreibung des verstehensrelevanten Wissens (als Teil einer linguistisch-semantischen Analyse mit kulturwissenschaftlichem Interesse) muss eine geeignete, und – wie hinzugefügt werden muss – linguistisch fundierte Methode daher allererst gefunden werden.

Ich verstehe dabei die linguistische Diskursanalyse nach Foucault selbst weniger als eine einheitliche Methode, als vielmehr als ein Bündel von Methoden, die unter einem bestimmten Forschungsziel zusammengefasst werden; insofern nutzt die Diskursanalyse beispielsweise Methoden und Konzepte wie linguistische Merkmalanalyse, Isotopie-Analyse, die Schlussregeln der linguistischen Argumentations- und Topos-Analyse, Präsuppositions- und Inferenzanalyse. Eine den kulturwissenschaftlichen Zielen der historischen Semantik (sei sie begriffsgeschichtlich, sei sie diskursanalytisch) angemessene Methode der Erschließung des verstehensrelevanten Wissens könnte die in ihren ersten Ansätzen schon vor über dreißig Jahren entwickelte *Frame-Semantik* bzw. Analyse von Wissensrahmen-Strukturen sein. Auf dieses Modell werde ich nachfolgend genauer eingehen.

3. Erkenntnisse aus Frame-Semantik und Gedächtnistheorie als Basis einer linguistischen Epistemologie

Als „interpretative Semantik“ (*interpretive semantics*) verstand der kalifornische Linguist Charles Fillmore seinen Ansatz einer linguistisch-semantischen Rahmenanalyse, die ich selbst eher als „Wissensrahmen-Semantik“ bezeichnen würde. Dieser Ansatz steht innerhalb der linguistisch-semantischen Theoriebildung nach meiner Auffassung für eine Grenzüberschreitung, die in ihrer Radikalität lange nicht (teilweise bis heute nicht), vielleicht noch nicht einmal von Fillmore selbst, wahrgenommen worden ist.

Der Punkt dieser Grenzüberschreitung, an dem der Limes der traditionellen Linguistik und logischen Sprachphilosophie überschritten wurde (vielleicht wissenschaftshistorisch für die linguistische Semantik ein „*point of no return*“?), kann genau markiert werden. Ich demonstriere ihn bewusst nicht bei Foucault, der von vielen Linguisten hinsichtlich linguistischer Phänomene ohnehin nicht als satisfaktionsfähig akzeptiert werden würde, und der diese Grenzen in seinem ganzen Schreiben eh schon von allem Anfang an hinter sich gelassen hat.¹⁶ Ich zeige ihn, weil es sich hier um ein linguistisches Forum handelt, bei dem unzweifelhaften Linguisten Charles Fillmore, in dessen Werk man ihn glücklicherweise präzise benennen kann. Man kann diese Grenzüberschreitung, die ich lieber eine „epistemologische Wende“ in der linguistischen Semantik nennen würde, datieren mit jenem Moment im Jahre 1971, in

motiviertem Linguistik-Verständnis zugrunde liegen, siehe ausführlicher Busse 1987, S. 242 ff.

¹⁶ Ich weise in diesem Kontext nur auf seinen exzellenten Essay „Vorrede zur Überschreitung“ hin (Foucault 1974).

dem Fillmore für die linguistische Semantik vorschlägt, die übliche (und seiner Ansicht nach falsche) Frage: „*Was ist die Bedeutung dieser Form?*“ (d. h. dieses Wortes, Satzes) durch die Frage zu ersetzen: „*Was muss ich wissen, um eine sprachliche Form angemessen verwenden zu können und andere Leute zu verstehen, wenn sie sie verwenden?*“¹⁷

Den umfassenden, die Grenzen der traditionellen lexikalischen Semantik transzendierenden Anspruch einer epistemisch gewendeten linguistischen Semantik formuliert Fillmore bereits in diesem frühen Stadium seines Werkes mit einer Radikalität, deren Auswirkungen ihm womöglich zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht vollständig klar waren.¹⁸ So bestimmt er in einem anderen seiner vielen Aufsätze aus diesem Jahr die Aufgabe der linguistischen Semantik damit, dass sie u. a. erfassen soll: „*die Präsuppositionen oder ‚Glückensbedingungen‘ für den Gebrauch der [lexikalischen] Einheit, die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Einheit ‚angemessen‘ benutzt werden kann*“.¹⁹ Der zentrale Terminus ist hier „*Bedingungen*“. Die ganze (damals noch nicht erahnte) epistemologische Radikalität dieser Neubestimmung der Aufgabe der linguistischen Semantik kommt dort zum Ausdruck, wo Fillmore (im zuerst zitierten Aufsatz) die semantische Aufgabe beschreibt als die Erschließung des „*vollen Set[s] von Präsuppositionen [...], der erfüllt sein muss für jede aufrichtige Äußerung [eines] Satzes*“.²⁰

Die von Fillmore hier in aller scheinbaren Unschuld formulierte neue Zielbestimmung einer verstehenstheoretisch ausgerichteten, oder wie er sie nennt, *interpretativen* Semantik ist in meinen Augen *das* zentrale Einfallstor für eine Neuausrichtung der gesamten linguistischen Bedeutungsforschung. Was hat Fillmore zu diesem Schritt veranlasst? Liest man die allmähliche Entwicklung seiner Theorie nach all den Jahren noch einmal im Zusammenhang, ergibt sich folgendes Bild, das ich an zwei bei Fillmore häufig verwendeten charakteristischen Begriffen festmachen möchte: Es sind die Begriffe „*Szene*“ und „*Evokation*“. Es war aber nicht Fillmore, sondern noch weit vor ihm Lucien Tesnière, der in seiner strukturalen Syntax (1959) als erster den Gedanken formulierte: „*Mit dem Verb als zentralem strukturgebenden Satzbestandteil erscheint eine ganze Szene vor unserem geistigen Auge*“.

Ein Wort, so später Fillmore, evoziert eine ganze Szene. Man könnte auch sagen, es schließt im Verstehensprozess einen gesamten Wissensraum auf, der, wie man von den Satzrahmen der Valenzgrammatik weiß, nicht ungeordnet, sondern wohl strukturiert ist. Es war zunächst der *Syntaktiker* Fillmore, der in seiner „*Kasusgrammatik*“ immer wieder darauf hinwies, dass die syntakti-

¹⁷ Fillmore 1971a, S. 274.

¹⁸ Jedenfalls erwecken seine Formulierungen immer den Anschein, als sei ihm ihre Radikalität nicht bewusst gewesen; zumindest will er sie wohl nicht – vielleicht aus strategischen Gründen? – explizit propagandistisch formulieren und ausschlichten.

¹⁹ Fillmore 1971b, S. 370.

²⁰ Fillmore 1971a, S. 277.

sche Funktion einzelner Satzelemente nur auf der Basis eines Rahmenmodells und damit eines inferenziell zu erschließenden, in den Wörtern des Satzes keineswegs vollständig artikulierten Wissens verstehbar ist und ihre Funktion erfüllt. Von den „*Satzrahmen*“ des Syntaktikers war es dann offenbar nur noch ein kleiner Schritt zu den „*Szenen*“ (oder „*semantischen Rahmen*“) des späteren kognitiven *Semantikers*. Dieser Denkweg, der innerhalb der linguistischen Semantik einer völlig neuen theoretischen Perspektive den Weg geebnet hat, war, wie Fillmore an zahllosen Beispielen immer wieder demonstriert, dermaßen zwingend, dass schon erstaunlich ist, wie wenig breit und tiefgründig die Rezeption seiner Theorie in der internationalen Linguistik ausgefallen ist. Es ist m. E. nicht übertrieben zu behaupten: Wer Fillmores Entwicklungsweg von der „*checklist-theory of meaning*“ zur frame-analytischen „*interpretive semantics*“ jemals in seinen Argumentationsschritten nachvollzogen und verstanden hat, kann zu den geläufigen Mainstream-Konzeptionen der linguistischen Bedeutungsforschung eigentlich nicht mehr zurückkehren.

Etwa zeitgleich mit Fillmore²¹ verwendet auch der Kognitionswissenschaftler Marvin Minsky²² den Terminus „*frame*“, den beide (wohl unabhängig voneinander) auf den „*Schema*“-Begriff des englischen Psychologen und Gedächtnis-Forschers Frederick Bartlett (1932) zurückführen.²³ Ich schlage vor, als Oberbegriff für die verschiedenen Typen des verstehensrelevanten Wissens den Ausdruck „*Wissensrahmen*“ zu verwenden. Der Terminus lässt es noch offen, wie stark der sprachbezogene Anteil des jeweils betrachteten verstehensrelevanten Wissens bemessen ist oder wird, bzw., ob man die Rahmen zum „sprachlichen Wissen im engeren Sinne“ oder doch lieber zum „außersprachlichen enzyklopädischen Wissen“ rechnen will, wie es Mainstream-Linguisten für unerlässlich halten.²⁴

Nach Fillmore wie Minsky stellt jeder Wissensrahmen bekanntlich eine standardisierte (prototypikalisch organisierte) Formation von Wissens-elementen dar (verbunden durch Prädikationsstrukturen), die bestimmte feste Elemente enthält und diese mit Anschlussstellen für variable Elemente kombiniert.²⁵ Wissensrahmen sind daher von ihrem Grundaufbau her immer

²¹ Siehe für einen Überblick Fillmore 1977a und 1982. Fillmore ordnet sein Konzept in die Zielsetzung dessen ein, was er „*interpretive semantics*“ nennt.

²² In Minsky 1974. Parallele Begriffe aus der Kognitionswissenschaft sind etwa „*scenes*“, „*scripts*“, mit denen jeweils verschiedene spezielle Rahmentypen bezeichnet werden.

²³ Dieser und die folgenden fünf Absätze folgen eng Formulierungen, wie sie kürzlich in Busse 2006, S. 106 ff., bereits publiziert wurden. Allerdings richtete sich diese Publikation an ein völlig anderes Publikum als der vorliegende Aufsatz (nämlich Literaturwissenschaftler), so dass ich sie hier zu wiederholen wage.

²⁴ Vgl. vertiefend zu diesem Punkt die Diskussion und Kritik bei Ziem 2005. Für einen aktuellen Versuch der Fruchtbarmachung des frame-Modells für die germanistische Linguistik vgl. Ziem 2006a, b, 2007a, b.

²⁵ In der üblich gewordenen Terminologie der Kognitionsforschung nennt man dies heute eine „*slots-and-fillers-Struktur*“.

durch Stabilität und Variabilität zugleich gekennzeichnet. Das wechselvolle Verhältnis von Stabilität und Dynamik, das für das gesellschaftliche wie individuelle Wissen gleichermaßen charakteristisch ist, ist daher bereits in der Grundstruktur der elementaren Bausteine des Wissens angelegt. Die zentrale Rolle der Wissensrahmen für jede Art von Semantik (und damit auch für die historische Semantik und eine linguistische Diskursanalyse nach Foucault) liegt nun darin, dass buchstäblich jedes einzelne Wissenselement, das die Bedeutung eines Wortes, Satzes, Textbestandteils ausmacht und für deren Verstehen relevant und unabdingbare Voraussetzung ist, nur durch seine Position in einem Wissensrahmen seine bedeutungskonstitutive Funktion erhält. Zudem bildet auch das kleinste in einem Rahmen positionierte Wissenselement selbst letztlich wieder eine Art Rahmen niedrigerer Organisationsstufe.²⁶

Eine Semantik (eine Bedeutung, einen Begriff, eine Vorstellung) ohne Rahmenstruktur und Einbindung in übergeordnete Rahmen kann es nach dieser Auffassung daher gar nicht geben. Ganz abgesehen davon, dass letztlich jede Begriffstheorie eine Art rudimentärer Vorstufe einer Rahmentheorie darstellt,²⁷ ist diese Tatsache den Semantikern, Lexikologen und Begriffshistorikern vor allem deshalb nie aufgefallen, weil ein Großteil des rahmenspezifischen Wissens zum Bereich des als selbstverständlich Vorausgesetzten, Nicht-Thematisierten, häufig genug nicht explizit Bewussten gehört. Einer angemessenen theoretischen Erfassung der rahmenspezifischen Grundstruktur jedes Verstehens und jeder Semantik stand und steht eine als natürlich empfundene Alltags-Auffassung von (sprachlicher) Kommunikation im Wege, wonach Sprache in ihrer Grundfunktion gleichbedeutend sei mit dem expliziten Verbalisieren der gemeinten (und zu kommunizierenden) Inhalte. Man könnte dies die „Explizitheits-Prämisse“ der sog. „relativ-natürlichen Weltanschauung“²⁸ nennen, eine Annahme, die versteckt auch den meisten wissenschaftlichen Bedeutungskonzeptionen und Sprachtheorien zugrunde liegt. Diese Prämisse kann einer sprachwissenschaftlichen und verstehenstheoretischen Überprüfung jedoch in keiner Weise Stand halten und erweist sich eindeutig als aporetischer Irrtum.²⁹ Jedes sprachliche Zeichen erhält seine kommunikative Funktion durch die Position, die es in einem vorausgesetzten (im sprachlich geäußerten Satz meistens nur teilweise verbalisierten) Rahmen ausfüllt. „Semantik“ oder „Wortbedeutung“ heißt daher letztlich: Wörter evozieren Wissensrahmen,³⁰ aktualisieren diese im Wissen, im Arbeitsgedächt-

²⁶ Jedenfalls, wenn man der Gedächtnistheorie von Bartlett 1932 folgt.

²⁷ Dies kann jedenfalls implizit für die hierarchischen Begriffsgebäude des 17./18. Jahrhunderts gelten, wie sie etwa im 19. und 20. Jahrhundert noch in der sog. Begriffsjurisprudenz nachwirken.

²⁸ Letzterer Terminus nach Schütz in Schütz/Luckmann 1975, S. 248. Vgl. auch Schütz 1971.

²⁹ Vor allem Fillmore liefert in seinen Texten eine Fülle von anschaulichen Beispielen der Rahmen-Abhängigkeit des semantischen (sprachlichen) Wissens bis weit in die Kernbereiche der Grammatik hinein. Vgl. etwa Fillmore 1977b.

³⁰ So die zentrale Bemerkung von Fillmore 1982.

nis des Verstehenden. Ein weitgehendes Verstehen³¹ eines sprachlichen Ausdrucks (oder der Rolle eines sprachlichen Ausdrucks, z. B. eines Wortes/Begriffs, in einem Satz, einem Text, einem Diskurs) ist nur dann möglich, wenn es gelingt, die als Bedingungen der Verstehbarkeit fungierenden Wissensrahmen einigermaßen umfassend zu explizieren und damit dasjenige bewusst zu machen, was häufig genug in der Masse des als selbstverständlich Unterstellten (und damit selten oder nie Thematisierten/Verbalisierten) unterzugehen scheint.³²

Jeder Wissensrahmen enthält zahlreiche Anschlussstellen (in der technischen Terminologie „slots“ genannt), die entweder mit prototypischen oder mit variablen Elementen (meist eingeschränkt durch einen vorgegebenen Variationsspielraum) ausgefüllt werden können bzw. müssen (die sog. „fillers“). Weder muss jede Anschlussstelle im gegebenen Text explizit verbal (durch Wörter oder Satzteile oder Textelemente) besetzt sein, noch muss der Rahmen vollständig sprachlich ausformuliert sein. Es reicht, dass ein einzelnes Wort einen Rahmen im verstehensnotwendigen Wissen der Rezipienten evoziert (bzw. sie dazu veranlasst, den ganzen Rahmen epistemisch zu aktivieren).

Die einzelnen Füllungen für Anschlussstellen in einem gegebenen Wissensrahmen können selbst wieder Wissensrahmen sein. Wenn man (wie ich) davon ausgeht, dass jeder Begriff eine Rahmenstruktur darstellt bzw. repräsentiert, dann wird deutlich, dass jeder Prädikationsrahmen selbst schon als ein Netz aus Wissensrahmen verschiedenster Ebenen aufgefasst werden muss. – Epistemische Rahmenstrukturen stellen zudem stets offene Strukturen dar; sie dürfen (im Gegensatz zum enger gefassten syntaktischen Rahmenbegriff) nicht als definit und auf eine feste Zahl von Elementen beschränkt aufgefasst werden. „Wortbedeutungen“ sollten in dieser Sichtweise präziser als „Evokationspotentiale“ beschrieben werden; sie stellen epistemologisch oder gedächtnistheoretisch gesehen „Potentiale für erwartbare Assoziationen“ dar (wäre der Assoziationsbegriff nicht zu Unrecht so verrufen). Das Rahmenkonzept markiert epistemologisch gesehen ein Grundmerkmal des verstehensrelevanten oder „semantischen“ Wissens; damit markiert es auch eine Grundtatsache, an der keine Beschäftigung mit Texten oder Begriffen vorbeigehen kann – auch und gerade keine, die sich als Teil einer „Genealogie“ der „Episteme“ versteht, wie die Diskursanalyse bei Foucault.

Der Gedanke des (in rahmenähnlichen Wissensstrukturen³³ organisierten) verstehensrelevanten Wissens stellt jedes Konzept der „Verbalisierung“ radi-

³¹ Ob es Sinn macht, von einem „vollständigen“ Verstehen zu sprechen, ist äußerst zweifelhaft.

³² Jedenfalls dem Blick der Linguisten meistens entgangen ist.

³³ Leider ist hier nicht der Platz und Ort, um ein auf der Basis des Rahmengedankens fußendes linguistisch reflektiertes Modell des verstehensrelevanten Wissens vorzustellen und näher auszuführen. Ein solches Modell muss nach meiner Konzeption auf dem Gedanken der Prädikation (und damit auf Prädikationsstrukturen bzw. Prädikationsrahmen) aufbauen. Ich folge hierin den Grundannahmen der modernen Prädikaten-

kal in Frage, wie es für normale linguistische Theorien (und übliche Kommunikationsmodelle) typisch ist. Nicht ein vorgegebener Inhalt wird zum Zwecke der Kommunikation (meist missverstanden als Informationsübermittlung) in sprachliche Form gegossen, damit er bei einem Rezipienten der Form wieder entnommen werden kann. Sprachliche Kommunikation beruht nicht, wie meist gedacht, auf dem Prinzip, dass ein zu kommunizierender Inhalt sprachlich explizit gemacht, „ausgedrückt“ wird. Sprachliche Zeichen (und Zeichenketten) haben vielmehr die Funktion, Wissensrahmen zu evozieren,³⁴ die in dem Umfang der in ihnen enthaltenen Wissens Elemente bzw. -quanten weit über dasjenige hinausgehen, was üblicherweise noch zum Bereich der sprachlichen „Bedeutung“ (oder dem „Textinhalt“) gerechnet wird (s. o.). Textverstehen und Textinterpretation ist daher ohne die zumindest partielle Explikation dieses verstehensrelevanten Wissens nicht möglich.

Für eine enge Verflechtung von Sprache, Kognition und Wissen gibt es auch kognitionstheoretische Evidenz. Ich beziehe mich hierbei auf Forschungsergebnisse – und die daraus abgeleiteten theoretischen Überlegungen – des Gedächtnistheoretikers Frederick C. Bartlett.³⁵ (Bartlett wird meist als Begründer der kognitiven „Schema-Theorie“ angesehen, die beim Kognitivisten Marvin Minsky und auch beim Linguisten Charles Fillmore als Vorläufer der neueren *Frame*-Konzeptionen betrachtet wird.) Folgt man den Experimenten und den daran angeknüpften theoretischen Überlegungen von Bartlett, dann ergibt sich schon auf der Ebene einer fundamentalen Konstitution von „Erinnerung“ das Wirksamwerden von Prinzipien, die mit Prinzipien der Konstitution von Sprache (nämlich von Konventionen und Regeln, die jede Sprache tragen müssen) nahezu deckungsgleich sind, mit ihnen konvergieren. Nach dieser Überlegung konvergieren also die Prinzipien von Sprache und Kognition, von Sprache und Episteme in einem wichtigen Punkt, der diesen gemeinsam (als notwendige Voraussetzung, als *conditio sine qua non* ihrer

logik, wie ihnen z. B. auch von Polenz (1985) in seinem Modell der Satzsemantik Rechnung trägt. Nach meiner Auffassung muss sich das gesamte sprachlich ausdrückbare menschliche Wissen in Prädikationsstrukturen überführen lassen. (Prädikationsstrukturen sind sozusagen das „Format“, in dem das sprachlich ausdrückbare menschliche Wissen – und damit auch das jeweils verstehensrelevante Wissen – gespeichert ist.) – Die Einschränkung auf „sprachlich ausdrückbares“ Wissen ist m. E. notwendig, da man nicht so weit gehen sollte, den gesamten Gehalt menschlicher Kognitionsprozesse und Episteme (im weitesten Sinne) als sprachlich-kategorial geprägt zu behaupten. Wie schon Wittgenstein in seiner Argumentation über Schmerzausdrücke gezeigt hat, gibt es Bereiche menschlichen mentalen Geschehens, die sich der sprachlichen Ausdrückbarkeit entziehen. Dies kann m. E. nur daran liegen, dass sie auf so elementarer Ebene der menschlichen Wahrnehmung liegen, dass sie sich der Kategorisierung entziehen (oder zumindest nur sehr schwer zu kategorisieren sind). Damit entziehen sie sich aber auch der Prädizierbarkeit, lassen sich in Prädikationsstrukturen möglicherweise nicht wiedergeben.

³⁴ In der Erhebungsmethodik der Sozialwissenschaften gibt es dazu den treffenden Ausdruck „elicitieren“, den man auch hier verwenden könnte.

³⁵ Vgl. Bartlett 1932.

jeweiligen Möglichkeit) zugrunde liegt: in den Prinzipien des menschlichen Gedächtnisses.

Zwei (eng miteinander zusammenhängende) Arten kognitiver (epistemischer) Leistungen sind es also, die der Möglichkeit sprachlicher Konventionen (und damit der Möglichkeit symbolischer Zeichen) zugrunde liegen: *Abstraktion* und *Typisierung*. Hier greifen nun die Ergebnisse der gedächtnispsychologischen Experimente Bartletts und seine daraus gezogenen theoretischen Schlussfolgerungen ein und erlauben es, eine direkte Verbindung zwischen Sprachtheorie (via Konventionstheorie) und Kognitiver Theorie (via Gedächtnistheorie) herzustellen. Bartlett untersuchte, ob und in welchem Ausmaß für die kognitive Fähigkeit des „Erinnerns“ Kategorisierungsleistungen notwendig sind, in diese eingreifen und sie strukturieren. Die Ergebnisse seiner Experimente (darunter auch einige Langzeitexperimente) zeigten nicht nur, dass jede Erinnerung (und damit jede Gedächtnisleistung, jedes Speichern von Erlebtem/Wahrgenommenem im Gedächtnis) notwendigerweise mit Informationsreduktion einhergeht (das ist heutzutage Allgemeingut jeder Gedächtnistheorie, wurde aber von Bartlett erstmals experimentell bewiesen). Es wird also nie die ganze Fülle der wahrgenommenen Details gespeichert (und zwar noch nicht einmal der im aktuellen Wahrnehmungsereignis kognitiv verarbeiteten, im vollen Sinne „wahrgenommenen“ Details). Vielmehr wird immer ausgewählt und damit die Menge der gespeicherten Information im Verhältnis zur wahrgenommenen Information stets (teilweise stark) reduziert.³⁶

Was aber noch wichtiger ist, ist die Tatsache, dass die im Gedächtnisbildungsprozess langfristig „gespeicherten“ Informationen stark typisiert werden. Gespeichert wird offenbar ein mehr oder weniger abstraktes Schema mit einigen stark typisierten Elementen, das aber offene Anschlussstellen enthält, die es bei Bedarf erlauben, in mehr oder weniger freier Extrapolation (oder unter Nutzung anderer Sektoren des Gedächtnisses), das einmal gebildete Schema wieder mit zusätzlichem relevanten epistemischen Material aufzufüllen. Es ergibt sich also nicht nur, dass Bartlett zufolge jede Gedächtnisleistung unhintergebar mit Kategorisierung, Abstraktion, Informationsreduktion verbunden ist. Bei der für die Gedächtnisspeicherung notwendigen Schemabildung kommt, so seine Hypothese, notwendigerweise immer ein Moment der Typisierung hinzu. Nicht aktuelle Wahrnehmungsereignisse in allen Details werden memoriert, sondern typisierte „Zusammenfassungen“ von ihnen, die es zugleich erlauben, eine Vielzahl real differierender Ereignisse (und/oder Wahrnehmungsobjekte) im Gedächtnis aufeinander zu beziehen (oder sogar unter einer Oberstruktur gemeinsam, vielleicht sogar als Eines, zu speichern.)

³⁶ Nur nebenbei bemerkt: Es ist dies bereits die zweite Stufe der Informationsreduktion im Erkenntnis-/Wahrnehmungsprozess, da ja bereits dem Akt der „Wahrnehmung“ aufgrund der hierfür notwendigen Kategorisierung unvermeidlich ein Moment der Abstraktion von irrelevanten Sachdetails und damit der Informationsreduktion innewohnt – so bereits Kant.

Diese Prototypisierung reflektiert aber, so Bartlett, immer schon die in einer Gesellschaft vorhandenen sozialen Prototypisierungen oder Schematisierungen und trägt gleichzeitig (über den Weg der Gedächtnisleistung) zu ihrer Bildung wie zu ihrer Aufrechterhaltung bei. Erinnern, Gedächtnisleistung ist (so sein Argument) nie ein *l'art-pour-l'art*-Geschehen; vielmehr erfolgt sie immer schon im Hinblick auf mögliche Zwecke, die Verwirklichung von Interessen. Man kann daher sagen: Jede Erinnerungsleistung ist bereits auf elementarster Ebene zweck- und interessengeleitet. Zwecke und Interessen greifen daher, da Erinnerung und Kategorienbildung untrennbar verbunden sind, bereits auf der Ebene der elementarsten Wahrnehmungsleistungen ein.³⁷

Die jeder Schemabildung (jeder Abstraktion, jeder Kategorisierungsleistung, jeder – wenn man so will – Konzeptbildung) also notwendig vorausgehende Typisierung (modern ausgedrückt: Prototypenbildung) fasst, so könnte man sagen, eine bestimmte Menge von gleichartigen Präzedenzfällen von Wahrnehmungsereignissen zusammen. Gedächtnisbildung, Erinnern, ja Kategorienbildung und Konzeptualisierung überhaupt wird damit eine Angelegenheit von Präzedenzen. Wenn nun aber jede Schematisierung über die Hebel „Zwecke“ und „Interessen“ sozial gebunden (wenn nicht determiniert) ist, dann ist auch die hier beschriebene Präzedenzbildung immer ein unhintergebar sozial vermittelter Prozess und nicht einfach reduzierbar auf das Subjektive, Individuelle.

Hier schließt sich der Bogen zurück zur für die Sprachwissenschaft wichtigen Konventionsthematik. Jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte, Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) wohnt, so könnte man sagen, ein Moment der Typisierung (Prototypikalität) inne. Konventionalität und Prototypikalität sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Um es auf den Punkt zu bringen: Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die Vergangenheit. „Prototypisch“ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung, einen Geschehenstyp *in der Vergangenheit* gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlussmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen. Jedes Feststellen der „Bedeutung“ eines Wortes, Satzes, Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit „historisch“, sofern es auf Bedeutungskonventionen (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

³⁷ Es ist bemerkenswert, dass Bartlett diesen Gedanken bereits vier Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Habermas' „Erkenntnis und Interesse“ so klar formuliert.

Die Einsicht, dass Gedächtnis/Erinnern (und damit Kognition und Episteme überhaupt) einerseits und Konventionalität (und damit Sprache und symbolische Interaktion) andererseits auf denselben kognitiven (epistemologischen) Prinzipien beruhen, ist – so meine These – ein zentraler Punkt, der Kognition, Kultur und Sprache (und die jeweiligen Wissenschaften) in Konvergenz zueinander bringt. Bei näherer Betrachtung sollte es nicht überraschen, dass Konventionalität und Erinnerung/Gedächtnis eng zusammenhängen. Unser Wissen über die Konventionen einer Sprache entspricht – will man es metaphorisch ausdrücken – immer dem sozialen Gedächtnis der Sprache. Dabei mag die Erkenntnis, dass Sprache (über die Konventionalität) etwas unhintergebar Soziales darstellt, heutzutage nur noch die hartnäckigsten Nativisten unter den Linguisten überraschen (also solche Vertreter, die, wie Chomsky, die Linguistik am liebsten zu einem Zweig der Biologie gemacht hätten). Umgekehrt mag es für Kognitivisten (aber vielleicht auch für erkenntnistheoretisch interessierte Philosophen) noch eine provozierende Idee sein, dass jeglicher Form von Wahrnehmung, Erkenntnis, Konzeptbildung bereits ein Moment des Typisierenden, Prototypikalischen, via Zwecke und Interessen unhintergebar sozial Determinierten und via Konventionen implizit historisch (wenn man so will: genealogisch) Determinierten innewohnt.

Dieser Punkt ist für meinen Argumentationsgang von zentraler Bedeutung, denn: Hier kommen die Bedingungen und Prinzipien von Kognition, Sprache und Kulturalität (via gesellschaftlichem Wissen, bzw. kulturell determinierter Episteme) in eine enge Beziehung, wenn nicht zu einer begrifflich-grundlagentheoretischen Konvergenz. Die Einsicht in diese Art von Konvergenz ist die Grundlage und das Motiv für die nachfolgend aufgeführten Thesen zum engen theoretischen (und vielleicht auch methodischen) Zusammenhang von linguistischer Semantik, kulturwissenschaftlicher Semantik und kognitiver Semantik, für die ich in diesem Beitrag argumentieren möchte.³⁸

³⁸ Zur Klarstellung sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass mit „kognitiver Semantik“ hier nicht diejenigen „modularistischen“ Ansätze gemeint sind, wie sie eng mit dem nativistischen Sprachkonzept von Chomsky verbunden sind. „Kognitiv“ meint hier: eine Semantik, die die kognitiven Prozesse als solche zum Ausgangspunkt nimmt, und ihre theoretischen Grundannahmen stets rückbindet an die Erklärung der Möglichkeitsbedingungen und der Funktionsweise sprachlicher Zeichen im Hinblick auf die bei ihrer Produktion wie Rezeption wirksam werdenden geistigen Prozesse. Diese Auffassung von Kognitionswissenschaft ist nicht biologistisch, sondern das genaue Gegenteil davon: nämlich der Versuch, mit spezifisch denktheoretischen Überlegungen theoretisch zu erfassen und empirisch zu beschreiben, wie Sprachverarbeitung (auch im Hinblick auf das dabei wirksam werdende Wissen) überhaupt funktioniert. In diesem Sinne ist sie Teil einer im weiteren Sinne funktionalen Perspektive der (linguistischen wie kognitiven wie kulturwissenschaftlichen) Semantik.

4. Zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft

Nachfolgend möchte ich im Anschluss an die in den ersten beiden Teilen des Beitrags begründete und motivierte Erweiterung von Begriffsgeschichte, linguistischer Diskursanalyse und linguistischer Semantik um die Perspektive einer Frame-Semantik, oder wie ich es nennen würde, semantischen Analyse des verstehensrelevanten Wissens in Form einer Analyse von Wissensrahmen, zusammenfassend zehn Thesen zum Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft formulieren. Diese Thesen nehmen das Tagungsthema (und zugleich den Titel dieses Sammelbandes) nicht nur auf, sondern versuchen es ernst zu nehmen als eine implizite Aufforderung an die (germanistische) Linguistik, intensiver als bisher geschehen über das Verhältnis von Sprache, Kognition und Kultur nachzudenken.

1. These:

Ziel der kulturwissenschaftlich ausgerichteten historischen Semantik, wie sie zuerst in der Begriffsgeschichte, vor allem in der Version des Historikers Reinhart Koselleck, skizziert wurde, und wie sie auf dieser aufbauend als linguistische Diskursanalyse im Anschluss an Foucault weiterentwickelt wurde, ist es – auch jenseits der Beschränkungen der traditionellen linguistischen oder logischen Wort- und Satzsemantik – tendenziell alle Bedeutungselemente von Wörtern oder Texten in ihrer Gesamtheit aufzuspüren und zu beschreiben.

Das heißt, sie will all diejenigen Bedeutungselemente beschreiben, die entweder für das adäquate Verstehen dieser sprachlichen Einheiten unabdingbare Voraussetzungen sind, oder die erfasst und beschrieben werden müssen, wenn man die epistemischen Wirkungen und Bewegungen, die von diesen sprachlichen Einheiten ausgehen, in ihrer kulturellen und sozialen Relevanz angemessen beurteilen können will.

(Man könnte auch sagen: All diejenigen Bedeutungselemente, die historisch-genealogisch die Voraussetzung dafür waren, dass diese sprachlichen Einheiten so artikuliert und positioniert werden konnten, wie es mit ihnen geschehen ist.)

Ich nenne dieses Ziel der Begriffsgeschichte und Diskursanalyse kurz zusammenfassend das *Ziel der epistemischen Adäquatheit der historischen Semantik*. (Ich möchte zur Klarstellung aber betonen, dass dieses Ziel der *epistemischen Adäquatheit* nicht nur für *historische* Forschungen im Bereich einer kulturwissenschaftlich orientierten Semantik gilt, sondern in gleicher Weise auch für *synchrone* semantische oder diskursanalytische Forschungen.)³⁹

³⁹ Nur nebenbei bemerkt sei nachdrücklich darauf hingewiesen, dass herkömmliche linguistische und logische Bedeutungstheorien dieses Ziel der epistemischen Adäquatheit deutlich verfehlen oder unterschreiten.

Wie die Diskussion der Thesen gezeigt hat, ist die Redeweise von einem „adäquaten Verstehen, einer adäquaten Realisierung der Bedeutung“ erläuterungsbedürftig. Leider ist hier nicht der Platz, um das solchen Aussagen zugrunde liegende linguistische Verstehenskonzept ausführlich zu entfalten.⁴⁰ Einige Anmerkungen müssen genügen. Die linguistische Verstehens­theorie steht im Spannungsfeld von „Intentionalismus“ und „Interpretationismus“.⁴¹ Beides sind Verkürzungen, mit denen allein man jeweils nicht zu einem zureichenden Konzept des Sprachverstehens kommt. Nur wenn man beide Perspektiven zusammennimmt, kann man die Komplexität des Phänomens „Sprachverstehen“ zureichend erfassen. Das Konzept „adäquates Verstehen einer sprachlichen Äußerung/eines Textes“ fasse ich als ein (allerdings unverzichtbares) theoretisches Konstrukt auf, das in der empirischen Wirklichkeit nicht eingeholt werden kann. „Adäquat“ meint hier zunächst: „adäquat in Bezug auf die kommunikativen Absichten eines Textemittenten“. Vertreten wird mithin ein instrumentalistischer Ansatz von Sprache und Zeichenbedeutung.⁴²

Allerdings sind die Intentionen der Textemittenten immer notwendigerweise rückgebunden an die in einer Gesellschaft geltenden Gebrauchskonventionen der Zeichen (bzw. Sprachmittel). Man kann daher in einer rationalen Kommunikation nichts intendieren, was mit den verwendeten sprachlichen Zeichen (oder aufgrund des nicht-sozialen Charakters des verstehensrelevanten Wissens) keine Chance darauf hat, adäquat verstanden zu werden.⁴³ Um nicht missverstanden zu werden: Auch der experimentellste Lyriker hat noch kommunikative Intentionen und bezieht sich (bewusst oder unbewusst) auf ein bestimmtes verstehensrelevantes Wissen, das er bei den Interpreten voraussetzt. Jede kommunikative Intention ist daher notwendigerweise eingebettet in einen Möglichkeitsraum von vorausgesetztem verstehensrelevanten Wissen, der sich selbst den Intentionen (dem Einfluss) des Textemittenten entzieht. Was „adäquates Verstehen“ ist oder sein kann, ist daher immer von Intentionalität und Sozialität (des verstehensrelevanten Wissens) zugleich geprägt. Empirisch ist die Frage, was in einem konkreten Einzelfall das „adäquate Verstehen“ eines sprachlichen Ausdrucks (Textes)

⁴⁰ Siehe dazu ausführlich Busse 1991, v. a. S. 131 ff.

⁴¹ Mit dieser vielleicht etwas gewagten Wortneuschöpfung meine ich solche Ansätze, welche die Berücksichtigung von Sprecherabsichten strikt ablehnen, und Texte rein aus sich heraus (und ihren interpretatorischen Potentialen/Entgrenzungen) erklären möchten. Solche Ansätze sind v. a. von und im Anschluss an Derrida entwickelt worden. Vgl. zu diesem Konflikt ausführlicher Busse 1994.

⁴² Vgl. zum für die Semantik notwendigen Instrumentalismus die Ausführungen bei Keller 1995.

⁴³ Wie Wittgenstein gezeigt hat, kann es daher z. B. grundsätzlich kein adäquates Verstehen sprachlicher Ausdrücke geben, mit denen unhintergebar private Schmerzempfindungen „kommuniziert“ werden sollen. Den im Alltagsleben häufigen Versuchen, so etwas dennoch zu kommunizieren, haftet daher immer ein bedauernswerter Zug des Hilflosen an.

ist, niemals zur Gänze einholbar.⁴⁴ Jeder Text bleibt auslegbar („auslegungsfähig“ und „auslegungsbedürftig“, wie man in der juristischen Interpretationstheorie sagt) und damit dem Streit darüber, was konkret als das „adäquate Verstehen“ anzusehen sei, offen. Dennoch muss man als kulturwissenschaftlich orientierter Semantiker die Flinte nicht vorschnell ins Korn werfen: Die Ergebnisse seiner Analysen bewegen sich, wenn sie methodisch sauber ausgeführt werden, durchaus jenseits reiner Beliebigkeit. Man kann für eine Textdeutung (für eine epistemologische Fundierung eines gegebenen Textabschnitts) Gründe anführen, und diese Gründe müssen sich dann (wie jede Interpretation) dem Test der Plausibilität stellen.⁴⁵ Im Übrigen ist das hier vertretene Verstehensmodell keine gänzlich neue Idee, sondern schöpft u. a. bei so anerkannten Autoren wie Friedrich Schleiermacher.

2. These:

Mit der ersten These hängt eine zweite These eng zusammen:

Ziel der kognitiven Semantik ist es, die Gesamtheit und die Struktur all derjenigen kognitiven Voraussetzungen und der auf diesen Voraussetzungen operierenden kognitiven Prozesse adäquat zu erfassen und zu beschreiben, die zu einer vollständigen Erklärung der kognitiv-semantischen Funktionsweise von Sprachzeichen (und ihren Verkettungen zu Sätzen/Texten) dazugehören.

Man könnte dieses Ziel prägnanter formulieren als das *Ziel der funktionalen Adäquatheit der kognitiven Semantik*. Mit „funktional“ ist hier eine *Funktionalität im kognitiven und epistemischen Sinn* gemeint; also die Frage: Was gehört alles zu einer angemessenen Beschreibung semantischer und kognitiver Prozesse hinzu, die Voraussetzung für ein adäquates Verstehen bzw. Wirksamwerden der jeweiligen Sprachzeichen oder Texte sind. [Ich bin geneigt, doch dies hier nur vorläufig und am Rande, in diesem Sinne künftig von einer „funktionalen Semantik“ zu sprechen, vergleichbar der Art und Weise, wie man in der Grammatik-Forschung von einer „funktionalen Syntax“ spricht.]

3. These:

Kognitive Semantik und kulturwissenschaftliche Semantik (im Sinne der Begriffsgeschichte Kosellecks und der linguistischen Diskursanalyse) berühren sich in wesentlichen Punkten, das heißt sie beruhen teilweise auf denselben Grundlagen.

Ich nenne dies vorläufig die *These der Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik* (man könnte präziser auch sagen: *ihrer theoriebezogenen Konvergenz*).

⁴⁴ In der juristischen Semantik ist mit Bezug auf das Problem der Feststellbarkeit des sich in den Gesetzestexten ausdrückenden „Willens des Gesetzgebers“ intensiv über diese Frage diskutiert worden. Vgl. dazu Busse 1993.

⁴⁵ Vgl. dazu die grundsätzlichen Überlegungen zum Status historisch-semantischer Erkenntnis in Busse 1987, S. 297 ff.

Um diese These zu begründen, muss ich etwas weiter ausholen und sozusagen Unter-Thesen oder Sub-Thesen einführen.

4. These:

Die erste von ihnen ist die vierte These (oder Sub-These 3A): Sie schließt direkt an die Thesen (1) und (2) an und fasst diese zusammen. Man könnte sie so formulieren:

Die funktionale Adäquatheit der kognitiven Semantik und die epistemische Adäquatheit der kulturwissenschaftlichen Semantik konvergieren in dem Ziel, die Bedingungen der Möglichkeit der Erzeugung von Sinn durch Nutzung der Sprache theoretisch zureichend zu erklären und deskriptiv zu erfassen. Ich spreche in diesem Kontext stets von dem verstehensrelevanten (oder verstehensermöglichenden) Wissen als dem eigentlichen Ziel jeder nicht-reduktionistischen linguistischen Semantik.

Suchte man nach einer knappen Benennung für diese Unterthese, so könnte man sie die *These vom Primat des verstehensrelevanten Wissens für die Semantik* nennen, oder, noch pointierter, die *These vom Primat einer verstehenstheoretischen Semantik*.

Dies will sagen: Jede Semantik, die diesen Namen überhaupt verdient, muss das Ziel haben, die Bedingungen der Verstehbarkeit sprachlicher Zeichen und Zeichenketten tendenziell zur Gänze aufzuklären. Sie darf dabei im Prinzip an keiner wie auch immer definierten Grenze Halt machen und sich keine Scheuklappen aufsetzen, von wem und mit welcher Begründung auch immer diese ihr angedient werden.

Ich gehe davon aus, dass kognitive und kulturwissenschaftliche Semantik beide (wenn auch auf unterschiedliche Weise) an der Erklärung von Verstehensbedingungen interessiert sind. Der *Begriffsgeschichte* und der *historisch-semanticen Diskursanalyse* geht es dabei mehr um die historisch-genealogischen Voraussetzungen und Wissensbewegungen, die dafür notwendig sind, dass ein *bestimmter* Sinn in einem *bestimmten* Kontext durch Nutzung *bestimmter* sprachlicher Zeichen, Aussagen (bzw. *énoncés*) und Texte zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gesellschaftlich konstituiert werden konnte. Der *kognitiven Semantik* geht es dagegen mehr um die *Strukturen*, die das verstehensermöglichende Wissen annimmt, und um die *kognitiv-epistemischen Prozesse*, die für die jeweils neu zu vollziehende Konstitution bzw. Realisierung von sprachzeichengestütztem Sinn eine notwendige Voraussetzung sind.

In beiden Spielarten der Semantik geht es aber, und gerade darin liegt ihre Konvergenz, um *epistemische Bedingungen*, wie sie Sinnkonstitution aufgrund sprachlicher Mittel überhaupt erst ermöglichen. Sie konvergieren auch darin, dass es ihnen beiden um *Strukturen und Prozesse*, um *Architektur und Dynamik des sprachbezogenen, verstehensrelevanten Wissens* geht. Das eine Mal eher *historisch-genealogisch-kulturwissenschaftlich*, zum anderen eher *kognitiv-denkttheoretisch*.

5. These:

Hieran lässt sich die fünfte These oder Sub-These 3B gut anschließen. Ich nenne sie die *These der epistemischen Konvergenz von Sprache und Denken*.

Es ist in Sprachphilosophie und Linguistik ein altes und wohl auch bis auf ewig heftigst umstrittenes Thema, wie eng die Beziehung von Denken und Sprache, von Kognition und Semiose vorzustellen sei. Ich gehe davon aus, dass es eine Grundvoraussetzung von *Begriffsgeschichte* und *Diskursanalyse* ist, dass sich in den Bedingungen der Sprachlichkeit, das heißt in den Bedingungen der Möglichkeit sprachvermittelten Sinns und *bestimmten* sprachvermittelten Sinns die Bedingungen und Strukturen des gesellschaftlich vermittelten Denkens und eines *bestimmten* Denkens zeigen, sich in ihnen oder anhand von ihnen aufzeigen lassen. Man könnte dies auch auf den Punkt bringen: In der *kulturwissenschaftlichen Semantik* wird die Sprachlichkeit des gesellschaftlichen Denkens ebenso thematisch wie die Abhängigkeit dessen, was wir „Bedeutung“ oder „sprachlichen Sinn“ zu nennen gewohnt sind, vom Kontext der epistemischen und Denkbewegungen, die dieser erst ihre Funktion geben.

Ich gehe zweitens davon aus, dass es eine Grundvoraussetzung der *kognitiven Semantik* ist, dass sie in den Strukturen der Bedeutungspotenziale sprachlicher Zeichen und Zeichenketten zugleich die Strukturen des sprachvermittelten Denkens aufzusuchen vermag – auch wenn das dortige Interesse weniger ein *epistemisch-denktheoretisches*, als vielmehr ein *kognitiv-prozessbezogenes* ist.

In Foucaults Konzeption der Diskursanalyse, ausgeführt in der „*Ordnung des Diskurses*“, ist die berühmte Verortung der Diskurse als Ebene eigenen Typs formuliert, die „*zwischen Denken und Sprache*“ angesiedelt sei. Ein echtes „*zwischen*“ kann es meines Erachtens aber gar nicht geben, weil weder Sprache noch Denken autonom sind, und die Ebene der Diskurse, die ich lieber die Ebene einer genealogischen Epistemologie nennen würde, eher als Bindeglied, d. h. als vermittelndes Tertium zwischen Denken und Sprache aufzufassen ist.

6. These:

Als sechste These oder dritte Sub-These der These zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik formuliere ich als These 3C die *These von der Strukturidentität (oder vielleicht vorsichtiger: Strukturparalleltät) kognitiver und kultursemantischer Wissensanalyse*.

Diese Strukturidentität oder besser Strukturähnlichkeit von kognitiv-semantischer und kulturwissenschaftlich-semantischer (also z. B. begriffsgeschichtlicher und diskursanalytischer) Analyse des verstehensrelevanten Wissens zeigt sich in der *Rahmenstruktur dieses Wissens* und in der *Rahmenabhängigkeit der Inferenzprozesse*, die zur Realisierung bzw. Aktualisierung dieses Wissens führen bzw. für sie notwendig sind.

Dieser Wissensrahmenbezug sowohl von *historisch-kulturwissenschaftlicher* wie von *kognitiv-prozessualer Semantik* ist so wichtig, dass er einer eigenen These, und zwar einer neuen Haupt-These, Wert ist.

7. These:

Ich formuliere sie als siebte These, die lauten könnte: *Das verstehensrelevante Wissen ist in einer Rahmenstruktur organisiert, bzw. analysierbar, die das gemeinsame Format sowohl für historisch-kultursemantische wie für kognitiv-semantische Sprach- und Bedeutungsanalyse darstellt.*

Die Theorie semantischer bzw. kognitiver Rahmen hat wie erwähnt zwei Wurzeln: Zum einen in der *Kasus-Grammatik* des Linguisten Charles Fillmore, die dieser schon bald unter einer durch zahlreiche schlagende Beispiele gut begründeten Überschreitung syntaxtheoretischer Grenzen zu einer umfassenden „*interpretativen Semantik*“ ausgebaut hat. Zum anderen in der Frame-Theorie des Kognitionswissenschaftlers Marvin Minsky, die dieser zunächst am Beispiel der optischen Wahrnehmung (Bildwahrnehmung) demonstrierte, aber sofort auch auf Sprache und Sprachverstehen bezogen hat. Beide Ansätze haben einen impliziten oder expliziten Vorläufer in der *Schema-Theorie* des britischen Psychologen Frederick C. Bartlett (1932). Ihnen folgten weitere Ansätze mit vergleichbarer Zielsetzung nach; nennen möchte ich nur die – allerdings stark auf handlungsbezogenes Wissen beschränkte – bekannte Skript-Theorie von Schank und Abelson.⁴⁶

Um die verschiedenen Typen von Rahmen-Konzepten zusammenzufassen, verwende ich den übergeordneten Begriff „*Wissensrahmen*“. Wissensrahmen sind in gestuften Strukturen miteinander verbunden, so dass man auch von einem *rekursiven Modell* epistemischer Rahmenstruktur sprechen kann. *Syntaktische Rahmen*, wie sie z. B. schon der strukturalistische Linguist Lucien Tesnière in seinen Valenz-Rahmen untersuchte, sind beispielsweise ein Spezialfall allgemeiner epistemischer bzw. kognitiver Rahmenstrukturen. Ein anderer Typus von Rahmen sind z. B. *Begriffe*. Ein Rahmen kann nach der gängigen Auffassung als eine Struktur aus Wissens-elementen aufgefasst werden, die bestimmte feste Elemente in teilweise vorgegebener epistemischer Funktionalität mit offenen Leerstellen verbindet, die durch unterschiedliche Elemente eines bestimmten, meist vom Rahmen fest vorgegebenen kategorialen Typs ausgefüllt werden. Ist also beispielsweise eine offene Leerstelle eines gegebenen Wissensrahmens mit einem Begriff besetzt, dann kann man dies aufgrund der Rahmenstruktur der Begriffe selbst als eine „*Rahmen-in-einem-Rahmen*“-Struktur auffassen. In der gleichen Weise kann jeder Wissensrahmen wieder mit funktional übergeordneten anderen Wissensrahmen vernetzt, in diese eingebettet sein.

Das Rahmenmodell beziehungsweise die Frame-Semantik ist außer in der Kognitionswissenschaft auch in der linguistischen Semantik, und zwar auch

⁴⁶ Vgl. Schank/Abelson 1977.

und gerade einer Semantik mit kulturwissenschaftlicher Zielrichtung, bereits von vielen genutzt worden. Ich nenne für die germanistische Linguistik nur Namen wie Josef Klein, Claudia Fraas, Klaus-Peter Konerding,⁴⁷ die an diesem Ort nicht ganz unbekannt sein dürften. Ich gehe daher nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch aus grundsätzlichen Erwägungen davon aus, dass auch in Begriffsgeschichte und linguistischer Diskursanalyse eine frame-gestützte Analyse des verstehensrelevanten Wissens geeignet ist, zusätzliches Erkenntnispotenzial aufzuschließen und weiterführende deskriptive Zugänge zu eröffnen.

Ich verstehe dabei das Frame-Modell, das Modell der Wissensrahmen, als ein bestimmtes *Format* der Beschreibung von Strukturen und Prozessen des semantischen (beziehungswise verstehensrelevanten) Wissens; als ein zunächst deskriptives und theoriebedingtes Format, von dem ich allerdings glaube, dass es eine starke Plausibilität auch für die Realität kognitiv-epistemischer Strukturen und Prozesse hat.

8. These:

Ich knüpfe daran eine weitere, auf das deskriptive Potenzial von kognitiver Semantik wie kulturwissenschaftlich orientierter Semantik bezogene These an, nämlich These acht, die lautet: *Kognitiv-epistemische Strukturen sind Prädikationsstrukturen, oder treffender: sind beschreibbar im Format von Prädikationsstrukturen.*

In den Theorien und Modellen der kognitiven Semantik spielen Propositionen ohnehin schon eine zentrale Rolle. Auch wenn der Propositionsbegriff nicht ganz unproblematisch ist, lassen sich die Propositionen der logischen Semantik doch meines Erachtens gut als Prädikationen oder Prädikationsbündel beschreiben. Aber auch in der kulturwissenschaftlichen Semantik spielen Prädikationen eine zentrale Rolle. Weniger offensichtlich ist dies in der Begriffsgeschichte, da es hier scheinbar zunächst ausschließlich um einzelne Wörter geht. (Doch auch hier kann und muss das Format der Prädikations-Darstellung Anwendung finden.) Deutlicher ist dies schon in der Diskursanalyse, wo der von Foucault eingeführte zentrale Begriff zur Beschreibung der Diskurse, nämlich der Begriff der „*enoncé*“ schon direkter auf den prädikativen Aspekt der Wissensorganisation verweist. Auch wenn die übliche deutsche Übersetzung von „*enonce*“ mit „*Aussage*“ nicht ganz unproblematisch ist, und Foucault selbst seinen Begriff deutlich vom Begriff der „*Proposition*“ absetzt, scheint mir die prädikative Ausprägung des ersten und zentralen Zugriffsobjekts der Diskursanalyse, die die *enoncé* bei Foucault darstellt, unabweisbar zu sein.

Unter „*Prädikationen*“ verstehe ich hier Prädikat-Argument-Strukturen jeglicher Form. Sie spielen in neueren formallogisch orientierten Ansätzen der

⁴⁷ Siehe Fraas 1996, 2000, 2001; Klein 1999, 2001; Konerding 1993, 1997. Vgl. auch Ziem 2005, 2006, 2007.

Frame-Analyse (wie etwa bei Lawrence Barsalou) ebenso eine zentrale Rolle wie (in leicht abgewandelter Terminologie) in den Valenzrahmen Lucien Tesnières und den Kasusrahmen Charles Fillmores. Auch die kognitiven Rahmen in der Kategorisierungs- und Wahrnehmungstheorie von Marvin Minsky lassen sich auf prädikative Grundstrukturen zurückführen, und, was mir noch wichtiger ist, bereits die Schemata in der Schema-Theorie von Frederick Bartlett, die den meisten Frame-Theorien vorausgeht. In der germanistischen Linguistik hat vor allem Peter von Polenz in seinem Ansatz einer pragmatisch orientierten Satzsemantik auf die zentrale Rolle der Prädikationen aufmerksam gemacht.⁴⁸

„Prädikationen“ sind nach meiner Auffassung eine Art Universalformat, das die Bedürfnisse der Kognitionsforschung ebenso befriedigen kann wie die Forschungsinteressen der kulturwissenschaftlichen Semantik, z. B. in Form einer auf Begriffsgeschichte und Diskursanalyse wie auf Erkenntnissen der Kognitionsforschung gleichermaßen aufbauenden linguistischen Epistemologie (oder, wem diese Benennung lieber ist: verstehenstheoretisch reflektierten Semantik). Prädikationen kommen nicht nur (typischerweise) in Sätzen vor, wo sie in Form der Verben (oder Prädikatsgruppen) grammatikalisiert sind. Sie erscheinen häufig auch in Begriffen/Nomina als sog. „versteckte Prädikationen“. Nimmt man das Prinzip ernst, dass in jeder Aussage (letztlich auch: jedem Gedanken) als Kern eine Prädikation enthalten ist, die einem Referenz Ausdruck (einem Bezugsobjekt) eine bestimmte Eigenschaft zuschreibt („prädiziert“), dann ist jede Eigenschaftszuschreibung (gleich welcher grammatischen oder sprachlichen Form, gleich wie offensichtlich oder versteckt sie in der Bedeutung eines Textes, Satzes oder Wortes enthalten ist) zugleich als eine Prädikation beschreibbar.⁴⁹

Damit sind aber auch alle Zuschreibungen, die einer Position eines Wissensrahmens (eines *frames*) gewisse Wissens Elemente zuschreiben, implizit als Prädikationsakte beschreibbar. Als Prädikationsakte sind also alle „Füllungen“ von „Leerstellen“ eines Rahmens wiederum als in der Sprachproduktion und im Sprachverstehen notwendigerweise (häufig implizit) vollzogene Inferenzen beschreibbar. Da verstehensermöglichende (oder der Sprachproduktion vorausgehende) Inferenzen als Schlussfolgerungen auf Prämissen beruhen, lassen sich diese Prämissen wiederum als verstehensnotwendige Wissens Elemente erschließen. Die Leistung der prädikationsbasierten Darstellung geht so weit, dass letztlich auch die sog. „Begriffe“ („Konzepte“) selbst wieder Rahmenstrukturen darstellen, die auf Prädikationen beruhen. Nach der hier vertretenen Auffassung sind „Begriffe“ spezielle Formen

⁴⁸ Vgl. von Polenz 1985.

⁴⁹ Es war der Vorzug des durch von Polenz entwickelten Modells der Satzsemantik, dass er (im Anschluss u. a. an Searle) darauf aufmerksam gemacht hat, dass jede Prädikation für eine prädikative Handlung, jeder Referenz Ausdruck für eine referierende Handlung der Textemittenten steht.

von Rahmenstrukturen, die sich teilweise als ein Bündel von Eigenschaftszuschreibungen auffassen und darstellen lassen. Da jede Eigenschaftszuschreibung für eine (implizit vollzogene, bzw. verstehensnotwendige) prädikative Handlung steht, können „Begriffe“ auch als „Bündel von Prädikationen“ aufgefasst werden.

In der Diskussion hat sich gezeigt, dass gerade diese achte These besonders viel Widerspruch provoziert hat. Vor allem sich auf Wittgenstein stützende Linguisten meinen, aus dessen Kritik an psychologistischen Sprachkonzeptionen (man könnte auch sagen, seiner scheinbaren vorgreifenden Kritik an den viel späteren Bemühungen von Kognitionswissenschaftlern und kognitiven Semantikern, dasjenige zu beschreiben, was „im Kopf vorgeht“, wenn jemand sprachliche Zeichen(-ketten) benutzt oder zu verstehen versucht⁵⁰) eine grundsätzlich anti-propositionale Position ableiten zu können. Diese Haltung hängt wohl auch mit der tatsächlich schlechten Praxis sprachpsychologischer „Propositionsanalysen“ in der Forschung der vergangenen Jahrzehnte zusammen, an der aus einer reflektierten linguistischen und sprachtheoretischen Position tatsächlich Vieles auszusetzen ist. Es wäre m. E. jedoch vorschnell (und würde ohne Not das Kind mit dem Bade ausschütten), wenn man wegen dieser problematischen Praxis der derzeitigen Verwendung des „Propositions“-Begriffs in vielen Modellen der psycholinguistischen Verstehenstheorie und bestimmten Spielarten der Kognitionswissenschaft auf den Begriff der Prädikation (der hinter jeder Proposition steht, da eine Proposition bekanntlich die sprachliche Struktur ist, die aus der Verbindung einer Prädikation mit Referenzausdrücken entsteht) ganz verzichten zu können meinte. Da m. E. „Prädikationen“ (in dem hier vertretenen Sinne) eine Art von Grundstrukturen des Denkens darstellen, ohne die es ein Denken im eigentlichen Sinne ebenso wenig gäbe wie eine Sprache, käme ein Verzicht auf diesen Grundbegriff (und die damit zusammenhängende Idee) letztlich einer Selbstabschaffung jeder sinnvollen Sprachtheorie (und Linguistik) gleich.⁵¹

Die hier vertretene Idee der „prädikationslogischen“ Grundstruktur jeder semantischen (linguistisch-epistemologischen) Analyse könnte (zusammen mit dem hier vertretenen Verstehensmodell) als „repräsentationistische Sprachkonzeption“ missverstanden und angegriffen werden. Darüber ließe sich lange diskutieren. Man müsste dann aber zuerst einmal aufklären, was unter „Repräsentation“ von den gewiefteren ihrer Kritiker überhaupt genau verstanden wird. (Das scheint mir keineswegs ausgemacht zu sein.) Im Grunde

⁵⁰ Die Grundzüge dieser wittgensteinschen Kritik habe ich in Busse 1991, S. 121 ff. referiert und diskutiert.

⁵¹ Es ist m. E. auch kein Zufall, dass Foucault mit seinem Begriff der „*enoncé*“ als Fundierungsbegriff seiner Diskursanalyse sich (wohl aus gut erwogenen philosophischen Gründen) an eine Konzeption implizit anschließt, der er ansonsten fern zu stehen scheint, nämlich den Propositionsbegriff der Logiker. Dies verstärkt meinen Eindruck, dass wir es bei den „Prädikationen“ mit einem Fundierungsbegriff erster Ordnung zu tun haben, hinter den man nicht zurückgehen kann.

höre ich aus vielen „anti-repräsentationistischen“ Vorhaltungen eine „anti-epistemologische“ Grundhaltung heraus. Als „Anti-Mentalismus“ hat eine solche Haltung eine lange Tradition in der Orthodoxie der sprachanalytischen Philosophie der vierziger bis siebziger Jahre. Praktisch hat sich diese Grundhaltung als Denkverbot ausgewirkt und mit dazu beigetragen, dass große Teile der sich an diesen Anti-Mentalismus klammernden Linguistik den Anschluss an die moderne kognitive Forschung (damit aber auch an die Teile des eigenen Faches, die sich dieses Denkverbot nicht zu Herzen genommen haben) verloren zu haben scheinen. Wenn sich dieser Antimentalismus – wie es vorkommt – mit einer gebrauchstheoretischen Position (in der Semantik) in der Weise verbindet, dass bei der Analyse von Gebrauchsregeln sprachlicher Zeichen auf das vorausgesetzte Wissen, das bei dem erfolgreichen Gebrauch der Zeichen vorausgesetzt wird, und das bei den Verstehenden auch tatsächlich realisiert (aktualisiert, kognitiv prozessiert, wie immer man es ausdrücken will) wird, nicht mehr Bezug genommen werden darf, dann kommt dies m. E. einer Abschaffung von jeder sich auf die mit sprachlichen Zeichen kommunizierten Inhalte beziehenden semantischen (linguistischen) Analyse gleich. Aus der hier vertretenen Perspektive wäre dies aber zugleich die Selbstabschaffung jeder kulturwissenschaftlich interessanten Semantik (wenn nicht jeder Semantik im deskriptiven Sinne überhaupt).⁵² – Also keineswegs ein anzustrebendes Ziel.

9. These:

Ich komme zur neunten These, die einen außerordentlich wichtigen Punkt betrifft. Sie lautet folgendermaßen: *Kognitive bzw. epistemische bzw. semantische Rahmenstrukturen haben grundsätzlich prototypikalischen Charakter.* (Was die sogenannte „Prototypen-Semantik“ beschreibt, ist daher nur ein untergeordneter Spezialfall einer allgemeinen rahmenbezogenen Prototypikalität.) Diese These hat einen engstens mit ihr verflochtenen zweiten Teil, den ich folgendermaßen formuliere: *Frame-bezogene Prototypikalität ist die Kehrseite einer allgemeinen epistemischen Konventionalität;* oder man könnte es auch umgekehrt ausdrücken: *Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet.*

Um diese These stichfest zu begründen, müsste ich weit ausholen, wozu hier der Platz fehlt. Ich gebe zu diesem Punkt daher nur zwei Hinweise: Der prototypische Charakter der Rahmen wird bereits in den späteren Fassungen der Frame-Theorie von Fillmore stark hervorgehoben. Was dort als semantische Prototypikalität erscheint, ist aber nichts anderes als ein Spezialfall einer allgemeineren rahmen-bezogenen epistemologischen Prototypikalität. Deutlich wird dies – wie oben schon ausgeführt – in der allgemeinen psychologi-

⁵² Es verwundert daher nicht, dass die Vertreter solcher Thesen in der Regel auch keine deskriptiven, sondern rein theoretische Semantiker sind.

schen Schematheorie, die Bartlett bereits 1932 entwickelt hat. Auf der Grundlage zahlreicher erinnerungspsychologischer Experimente stellte sich dort heraus, dass Erinnerung bereits auf der Ebene *basalster* psychologischer Strukturen prototypikalisch geprägt ist. Mehr noch: Prototypikalität und Gedächtnis scheinen sogar zwei Seiten ein und derselben Medaille zu sein.⁵³

Zum Verhältnis dieser drei Phänomene: *Rahmenstruktur der Episteme, Prototypikalität ihrer Strukturen und Konventionalität ihrer Entstehungs- und Wirkweise*, müsste noch viel gesagt werden; ich beschränke mich hier aber auf eine einzige Beobachtung: Prototypikalität und Konventionalität beruhen, dies machen die Ergebnisse von Bartletts Experimenten ganz deutlich, auf denselben kognitiven Prinzipien.

Dieser enge Zusammenhang führt nun aber zu folgenden Schlussfolgerungen: Wenn Prototypikalität und Konventionalität auf denselben Prinzipien beruhen, und wenn Prototypikalität eine notwendige Eigenschaft von Rahmen- und Schemabildungen ist, dann tragen alle kognitiv-epistemischen Rahmen und Schemata notwendigerweise den Stempel des Sozialen, Gesellschaftlich-Kulturellen und Intersubjektiven, da Konventionalität schließlich eine soziale Kategorie ist. Man hätte auf diese Weise, und zwar (wie es bei Bartlett deutlich wird) schon auf der Ebene einer Theorie sehr elementarer Gedächtnisleistungen, die Ebene des Kognitiven und Epistemischen grundsätzlich kategorial an die Ebene des Sozialen und Kulturellen gebunden. Soziales Wissen, Kulturalität, Kognition und ihre, z. B. sprachliche, Mediation wären dann nicht, wie ein mögliches Missverständnis lauten könnte, ganz verschiedenen Sphären zugehörig, sondern würden als Aspekte ein und derselben oder zumindest vergleichbarer kategorialer Ebenen erwiesen, zwischen denen eine enge Interdependenz besteht.

10. These:

Von dieser Beobachtung beziehungsweise These kommt man schnell zu einer letzten (und zehnten) These, die sich mit einer typischen Kritik an einem kognitiv-epistemologischen Ansatz in der linguistischen Semantik auseinandersetzt. Diese These lautet folgendermaßen:

Die theoretische Skepsis, ja teilweise heftige Ablehnung, wie sie einer kognitiven Semantik gegenüber vorgebracht wird, ist unrichtig, ja falsch, da sie auf falschen Voraussetzungen beruht und den Punkt nicht trifft, um den es eigentlich geht. Die stereotyp vorgebrachte (Beschwörungs-)Formel „Wir können nicht

⁵³ Hierzu nur nebenbei bemerkt: Angesichts der zentralen Rolle, die eine Theorie des sozialen Gedächtnisses in den heutigen Kulturwissenschaften spielt, scheint es mehr als nur ein Zufall zu sein, dass es eine Theorie des Erinnerns ist, in der der (für den Zusammenhang von Kognitions- und Kulturwissenschaften so wichtige) innige Zusammenhang von Rahmenbildung, Prototypikalität und Konventionalität erstmals so klar beschrieben worden ist.

sehen, was in den Köpfen der Sprecher und Sprachverstehenden vorgeht“ ist so wohlfeil wie unpassend, denn sie zielt messerscharf am Problem vorbei.

Eine *verstehenstheoretisch reflektierte Semantik*, wie ich sie hier vertrete (viele nennen sie „*kognitive Semantik*“, ich persönlich würde sie lieber „*epistemologisch orientierte Semantik*“ nennen), kann und will nicht das konkrete, aktuelle Verstehen einzelner Individuen, einzelner sprachbenutzender oder -verstehender Subjekte aufklären. Das ist in der Tat nicht möglich, und hier trifft Wittgensteins viel bemühtes Verdikt zu Recht.⁵⁴ Aber darum geht es auch gar nicht.

Eine epistemologisch (oder kognitiv) orientierte Semantik zielt vielmehr darauf, die *Bedingungen der Verstehbarkeit* für sprachliche Zeichen, Sätze, Texte aufzuklären und in ihrer Struktur zu beschreiben. Es geht, wie schon mehrfach betont, um das *verstehensrelevante, das verstehensermöglichende Wissen*. Dieses Wissen ist nun aber (wie wir anhand der neunten These gesehen haben) notwendigerweise und zwingend etwas Soziales, und mithin Überindividuelles. Insofern das verstehensbedingende Wissen sozial, überindividuell und in einem gewissen Sinne auch konventionell ist, kann und muss es wissenschaftlicher Analyse ebenso offen stehen wie andere soziale, kulturelle und konventionsbezogene Phänomene.

Eine strikte Verneinung der Möglichkeit, über das verstehensrelevante Wissen adäquate (und bis zu einem gewissen Grad auch überprüfbare) wissenschaftliche Aussagen zu machen, kommt in meinen Augen der Verneinung der Möglichkeit gleich, über „*nicht direkt sichtbare*“ soziale und kulturelle Phänomene überhaupt wissenschaftliche Aussagen machen zu können. Ob dies von den Protagonisten des anti-kognitivistischen Ressentiments so gewollt ist, kann mit Recht bezweifelt werden. Es ist eine (wohl auch sie selbst überraschende) ironische Volte, dass die strikten Gegner jeden kognitiv oder epistemologisch orientierten Nachdenkens in der linguistischen oder kulturwissenschaftlichen Semantik sich (wohl unbewusst) zu den letzten Vertretern der Subjektphilosophie des deutschen Idealismus machen: (Sprach-)Verstehen, kulturelles Verstehen, so argumentieren sie wohl implizit, ist etwas privates, persönliches, subjektives. Formal gesehen haben sie sogar recht, nicht aber inhaltlich gesehen; das heißt von der Perspektive des im Verstehensprozess benutzten Wissens, der Perspektive der Verstehensvoraussetzungen her gesehen.

Man kann über die Dialektik von sozialem Determinismus und individueller Freiheit im Sprachverstehen sicherlich unendlich streiten. Aber gerade wenn man Sprachwissenschaft als eine Sozialwissenschaft, eine Kulturwissenschaft begreift,⁵⁵ kommt es ganz besonders darauf an, das Soziale im scheinbar

⁵⁴ Vergleiche zu diesem Aspekt das knappe Wittgenstein-Referat in Busse 1991, S. 122 ff. mit den genauen Nachweisen.

⁵⁵ Vergleiche dazu Busse 2005b, und den ganzen Sammelband, in dem dieser Aufsatz publiziert ist.

Individuellen, das Übersubjektive im scheinbar Subjektiven nicht nur in der Theorie zu sehen, sondern mit den verfügbaren wissenschaftlichen Mitteln auch deskriptiv aufzuklären zu versuchen. Man muss als moderner Linguist gar nicht mit Subjektkritikern wie Foucault oder dem vielgescholtenen Derrida argumentieren; es genügt völlig ein Hinweis auf Sozialpsychologen wie George Herbert Mead oder Alfred Schütz,⁵⁶ und man kommt zu demselben Ergebnis: Dass die im radikal anti-kognitivistischen Impuls vieler, oft sich auf Wittgenstein berufender Sprachwissenschaftler behauptete Subjektivität und Individualität des Sprachverstehens letztlich, von den Möglichkeitsbedingungen jeden Sprach- und Kulturverstehens her, eine Aporie ist, ein Irrtum, von dem man besser Abstand nähme.

5. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie im Spannungsfeld von Kognitions- und Kulturwissenschaften: Genealogie und Synchronie

Hinsichtlich der linguistischen Epistemologie (beziehungsweise des Forschungsbereichs, dem die linguistische Epistemologie zugehört) lassen sich meines Erachtens vier Perspektiven unterscheiden:

- eine im engeren Sinne *linguistisch-epistemologische* Perspektive,
- eine *kognitionswissenschaftlich-epistemologische* Perspektive,
- eine *diachron-genealogische* oder auch *historisch-epistemologische* Perspektive
- und eine *kulturwissenschaftlich-synchrone*, oder auch *synchron-epistemologische* Perspektive.

Die *linguistische* und die *kognitivistische* Perspektive kann man auch zusammenfassend als *systematische Perspektive der Epistemologie* bezeichnen; die *diachron-epistemologische*, die *historisch-epistemologische*, die *kulturwissenschaftlich-synchrone* oder *synchron-epistemologische Perspektive* kann man auch als die *empirischen Perspektiven einer beschreibenden Epistemologie* bezeichnen.

Eine Analyse des verstehensrelevanten Wissens als Aufgabe der linguistischen Semantik ermöglicht es nicht nur, die in den Thesen und auch zuvor schon beschriebene enge *Konvergenz von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft* auf einen auch methodisch fruchtbaren gemeinsamen Punkt zu bringen. Sie ermöglicht es auch, zwei verschiedene Analyseperspektiven, wie sie vielleicht eine Differenz zwischen kognitionswissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Interessen markieren, unter eine gemeinsame theoretische und methodische Perspektive zu bringen. Ich

⁵⁶ Zu einer ausführlicheren Begründung der Bezugnahme auf Mead und Schütz vergleiche Busse 1987, S. 273 f.

meine zum einen eine eher für kulturwissenschaftliches Arbeiten typische *historische* Perspektive, die Foucault eine *genealogische* Perspektive genannt hat, und zum anderen eine *synchrone* Perspektive, wie sie typischer nicht nur für die Kognitionswissenschaft ist, sondern ebenso für die linguistische Semantik, für sprachwissenschaftliche Forschungsbereiche wie etwa die Analyse gegenwärtiger medialer oder politischer Kommunikation, und wie sie auch für diskursanalytische Forschungsansätze in den Sozialwissenschaften (vor allem in Soziologie und Politikwissenschaft) charakteristisch ist. Auf beide Perspektiven möchte ich abschließend kurz eingehen.⁵⁷

Eine *historische* Perspektive ergibt sich aus einem *epistemologischen Blick* auf das verstehensrelevante Wissen bzw. die diskursive Formation der Episteme quasi von selbst, auch wenn eine rein *synchrone* Anwendung einer diesem Blickwinkel entsprechenden Forschungshaltung und Methodik durchaus möglich bleibt. Historische Veränderungen in Bezug auf Sprache (ihre Semantik) und das hinter ihr stehende verstehensrelevante Wissen ergeben sich aus dem Aspekt der Konventionalität der Leistungen und Leistungsmöglichkeiten der Sprachzeichen und der Regeln für ihre Verkettungen. Der von den linguistischen und kognitionswissenschaftlichen Rahmentheoretikern (Fillmore wie auch Minsky) als Kronzeuge bemühte Gedächtnistheoretiker Bartlett hatte – wie gezeigt – nachgewiesen, dass jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte oder Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) ein Moment der *Typisierung* (heute würde man sagen: *Prototypikalität*) inneohnt.⁵⁸

Konventionalität und *Prototypikalität* sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die *Vergangenheit*. „Prototypisch“ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung, einen Geschehenstyp in der Vergangenheit gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlussmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen.⁵⁹ Jedes Feststellen der „Bedeutung“ eines Wortes, Satzes, Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit „historisch“, sofern es auf *Bedeutungskonventionen* (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

⁵⁷ Eine erste Fassung der nachfolgenden Absätze ist bereits in Busse 2006, S. 134 ff. publiziert worden; ich wiederhole sie hier, da sich dieser Vortrag an ein völlig anderes Publikum als dort richtet.

⁵⁸ Wir hatten schon darauf hingewiesen, dass Prototypikalität mit (epistemischer) Einschließung und Ausschließung unaufhebbar zusammenhängt.

⁵⁹ Es lohnt sich dazu durchaus, die Details der Experimente und Ergebnisse nachzulesen, die Bartlett (1932) seinerzeit – unter anderem durch Anstiftung zum Geschichten-Erzählen – durchgeführt hatte.

Unternehmen wir daher den Versuch, anhand von Texten, Begriffen, kulturellen Artefakten so etwas wie „Bedeutungen“ (Bedeutungspotentiale, Sinnerzeugungspotentiale, epistemische Anschlussmöglichkeiten) deskriptiv zu erfassen, sind wir schon mitten in einer historiographischen (Foucault hätte gesagt: genealogischen) Tätigkeit. Um eine Hypothese über eine Bedeutung zu begründen, müssen wir auf Tatsachen Bezug nehmen, die ihren Grund in der Vergangenheit (von Menschen, Gesellschaften, Sprachen) haben. Jede Deutung enthält daher ein historisches Verweispotential in sich, insofern sie auf die Bedingungen der Möglichkeit ihrer selbst befragt werden kann. Historische Semantik, Epistemologie und kulturwissenschaftliche Deutung und Analyse sind daher immer engstens miteinander verflochten. – Nur bei einem oberflächlichen Blick auf die Epistemologie, die Geschichte und Beschreibung des kulturellen Wissens kann die Nähe überraschen, die ganz offenkundig zwischen Foucaults Aussage „*Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur Gedanken enthält.*“⁶⁰ und der berühmten Aussage des Hermeneutikers und Schleiermacher-Schülers August Boeckh (1809–1865) besteht, wonach die Aufgabe der Philologie als der verstehenden Wissenschaft „*die Nachconstruction der Constructionen des menschlichen Geistes in ihrer Gesamtheit*“ sei⁶¹. Selbstredend will Foucault alles andere als ein Hermeneutiker sein; seine Diskursanalyse zielt nicht auf die „Aufdeckung“ von „verborgenen Bedeutungen“. Dennoch bleibt auch der Diskursanalyse ein Moment von „Aufklärung“ verhaftet, da sie mit den Mitteln der Epistemologie (als Teil einer Genealogie) Determinismen des aktuellen Wissens, Redens und Schreibens deskriptiv wie machtkritisch identifizieren soll, ein Ziel, welches sie mit einer Hermeneutik als kulturanalytische Methode im Sinne Boeckhs gemein hat.

Jede historische Semantik ist notwendig eine Form von historischer *Epistemologie*, indem sie das Wissen beschreibt, das für das Verstehen von Texten, „Aussagen“ (*enoncés*) und kulturellen Artefakten jeglicher Art notwendig ist. Sie unterscheidet sich von herkömmlichen Formen der Semantik (der Geschichtsschreibung, der Textinterpretation) dadurch, dass sie nicht nur das Offenkundige beschreibt, sondern die impliziten Voraussetzungen, das mit-schwingende Wissen, das als selbstverständlich Vorausgesetzte und damit nicht bewusst Gemachte, nicht explizit Thematisierte deskriptiv zu erfassen sucht. Wie der Verlauf der neueren linguistischen Semantik gezeigt hat, reicht dieses „implizite“ Wissen (diese nicht explizit thematisierten Wissensvoraussetzungen) weit über den Bereich desjenigen hinaus, das in herkömmlichen Modellen von „Semantik“ und „Textbedeutung“ noch erfasst und als Gegenstandsbereich einer Semantik überhaupt zugestanden wird. „Begriffsgeschichte“, „Diskursanalyse“, „Mentalitätsgeschichte“ haben den Blick für

⁶⁰ Foucault 1966c, 4, Sp. 4; dt. S. 156.

⁶¹ Boeckh 1877, S. 16.

dieses quasi „subkutan“ wirkende Wissen erheblich geschärft. Dazu haben unterschiedlichste Disziplinen einen Beitrag geleistet (in der Reihenfolge des historischen Auftretens in diesem Forschungsfeld: Geschichtswissenschaft, Linguistik, Literaturwissenschaft, Wissenssoziologie, neuerdings auch Philosophie und Sozialpsychologie sowie die entstehenden Kognitionswissenschaften, ganz zu schweigen von dem sich erst in Umrissen andeutenden Spektrum der modernen „Kulturwissenschaft“). Vielleicht ist es an der Zeit, eine solche Forschungsperspektive theoretisch wie methodisch „auf den Begriff zu bringen“. Dafür ist aus Sicht des Verfassers am besten eine strikt epistemologische Perspektive geeignet, die Strukturen und Formationsregeln des verstehensrelevanten Wissens direkt in den Blick nimmt, gleich in welcher Form und welchen Zusammenhängen dieses auftritt, und gleich zu welchen Zwecken und in welchen disziplinären und paradigmatischen Einbindungen es erforscht wird.

„Mentalitäten“, „Diskurse“, „Historisch-soziale Leitbegriffe“ stellen sich dann wohl als Bezeichnungen für unterschiedliche Formen der In-den-Blick-Nahme des das Verstehen von kulturellen Artefakten (einschließlich der Zeichen, Texte und Textgeflechte) leitenden Wissens heraus, das zunächst einmal in seiner Eigenstruktur beschrieben werden sollte, bevor seine Funktionalität in den verschiedensten möglichen Hinsichten (etwa in genealogischer, in apriorischer, in erkenntnistheoretischer, in kognitionswissenschaftlicher Hinsicht) näher erforscht wird. Fern davon, der Illusion einer Einheitswissenschaft oder -methode nachzuhängen, könnte sich dadurch wenigstens eine gewisse Konvergenz der derzeit höchst disparaten Forschungsstrategien im weiten Feld der Epistemologisches berührenden Ansätze und Disziplinen einstellen, die wieder zu dem führt, was einmal der Vorzug der Philologien und sog. „Geisteswissenschaften“ (vielleicht sollte man heute besser sagen: Wissenschaften vom Geist) gewesen ist: einer Fächer, Theorien und Schulen übergreifenden Diskursfähigkeit bei wechselseitigem Interesse und Verstehensbemühen.

Ich gehe also davon aus, dass die kulturwissenschaftliche, vorrangig genealogisch-historische Perspektive engstens verflochten ist mit jeder Forschungsperspektive, die sich als synchron versteht, und gleichfalls mit jeder Forschungsperspektive, die sich als systematisch versteht. Da die Grundstruktur des verstehensermöglichenden Wissens selbst unabhängig von einer entweder historischen oder synchron-systematischen Untersuchungsperspektive ist, kommt es auf die verbleibenden Unterschiede zwischen beiden Perspektivierungen nach meiner Auffassung nicht so sehr an. Synchron-kulturwissenschaftliche, systematisch-kognitivistische und historisch-epistemologische Perspektive hängen daher enger zusammen, als es heute gesehen wird. Wenn ein solches Verständnis des engen Zusammenhangs zwischen bisher teilweise disparaten Forschungsansätzen und Perspektiven, die zudem noch durch unterschiedliche Wissenschaftskulturen geprägt sind, sich als Ergebnis der Tagung, für die dieser Text verfasst wurde, durchsetzen sollte, was ich sehr hoffe, dann wäre dies ein entscheidender Gewinn für alle beteiligten Disziplinen.

6. Fingerübung

Zur Erläuterung dessen, was hier mit linguistischer Epistemologie gemeint ist, und der Frage, inwiefern eine epistemologische Perspektive Bedeutungsaspekte aufschließen kann, die die traditionellen wortsemantischen Modelle der Linguistik m. E. nicht erfassen können, sei ein kleines Beispiel demonstriert. Dies kann natürlich nicht das ganze Potential einer semantisch-epistemologischen Analyse entfalten, sondern sozusagen als eine Art Fingerübung nur zeigen, worin ihr Potential liegen könnte.

In nachfolgendem Textausschnitt kommt es mir auf die Verwendung des Wortes „*Plastik*“ durch die Mutter („Paola“) an, weniger auf die durch diese Verwendung initiierte falsche Gebrauchsregel (und damit zusammenhängend: falsche Wissensrahmenbildung) der kleinen Tochter „Sophie“. Was hier vorliegt, kann man als einen klassischen Kommunikationskonflikt bezeichnen. Gerade an solchen Kommunikationskonflikten kommt die die Semantik unserer Wörter (und Texte) tragende Wissensstruktur immer wieder – quasi in einem kurzen Aufblitzen – zum Vorschein, die sonst in der Masse des Unhinterfragten, als selbstverständlich Unterstellten unserem aktiven Bewusstsein verborgen bleibt.

DAS BESTE AUS MEINEM LEBEN

von Axel Hacke

Ich weiß nicht: Liegt es daran, dass ihr Vater so ein ängstlicher Mensch ist, oder ist es bloß irgendwie altersbedingt, oder unternehmen wir einfach die falschen Dinge mit ihr – jedenfalls hat die kleine Sophie dauernd Angst. Beziehungweise: Sie sagt, dass sie Angst habe. [...]

Im vergangenen Fasching tauchte der Luis plötzlich mit einer uralten Genscher-Maske auf, die wir noch im Keller herumliegen hatten. Sophie schrie: Angst, Angst, Angst!

Paola nahm Luis die Maske ab, zeigte sie Sophie und sagte: »Aber, Sophie, schau mal, die ist nur aus Plastik!«

»Plastik«, sage ich. »Sie weiß doch gar nicht, was Plastik ist.«

»Deswegen zeige ich es ihr gerade«, sage Paola scharf, schaut mich kurz böse an und hält Sophie wieder die Maske hin.

»Angst«, sagt Sophie. »Ich habe Angst.«

»Plastik«, sagt Paola. »Nur Plastik. Und nichts dahinter.«

Sie zeigt Sophie die Maske von hinten. Luis kommt mit einem großen Plastikschwert aus seinem Zimmer, zeigt es Sophie und sagt: »Schau mal, Sophie, das ist auch nur Plastik.« [...]

(aus: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG MAGAZIN vom 9. 3. 2007, S. 8)

Ich habe Zweifel, ob die hier relevante Verwendung des Wortes „*Plastik*“ durch die Mutter Paola mit einem der gängigen Bedeutungsmodelle der Linguistik zureichend erfasst werden kann. In diesem Wort kommt m. E. eine erhebliche Menge vorausgesetzten Wissens (und mehrere Inferenzen) zum Ausdruck, über deren Komplexität sich die Mutter offenbar gar nicht bewusst ist. Versuchen wir eine Rekonstruktion aus der Perspektive des verstehensrelevanten Wissens. Folgendes Wissen wird hier offenbar implizit durch die Mutter als selbstverständlich vorausgesetzt (hier in nicht systematisch geordneter Auflistung⁶²):

- „Das Objekt, das auf Sophie als Angst-Objekt wirkt, gehört nicht zu der Klasse von Objekten, vor denen man Angst haben muss/sollte.“
- Begründung: „Dieses Objekt ist („nur“) aus Plastik.“
- Voraussetzung für die Gültigkeit dieser Begründung ist eine Annahme der Art: „Was aus Plastik ist, ist (in der Regel, häufig) nur eine Art Nachahmung (Abbildung, Stellvertreter) eines anderen („echten“) Objektes, für das es steht“.
- Davon abhängige weitere Voraussetzung ist eine Annahme der Art: „Nachahmungen von Objekten haben (in der Regel, häufig) nicht dieselben (Ding-)Eigenschaften wie die echten Objekte, für die sie stehen.“
- Gestützt wird diese Annahme durch prototypische Beispiele für die Relation „echtes Objekt – Nachahmung/Abbildung“: z. B. „echtes Schwert – Plastikschwert“, „echte Pistole – Plastikpistole“, „echtes Raubtier – Plastikraubtier“.
- Die Aussage der Mutter („ist nur aus Plastik“) könnte zu falschen Schlussfolgerungen (falschen Verallgemeinerungen) führen (ist offen für nicht zutreffende Inferenzen/Deutungen) wie: „*Was aus Plastik ist, ist kein mögliches Angst-Objekt, da es nicht gefährlich sein kann.“ (Gegenbeispiel: „Plastiksack, in dem ein Opfer ersticken kann“ usw.) Möglicherweise denkt die Mutter so; tatsächlich ist der gültige, offenbar unbewusste implizite Gedankenzusammenhang aber anders (s. o.)
- Eine weitere wichtige (implizit vorausgesetzte) Annahme ist: „Um beurteilen zu können, ob ein Objekt gefährlich ist, kommt es (oft) weniger auf die Form/Gestalt des Objekts an als auf das Material, aus dem es beschaffen ist.“ (Dies ist ein Unter-Aspekt des oben erwähnten Aspekts „Dingeigenschaften gefährlicher Objekte“)

Die Subtilität der Erzählung von Axel Hacke zeigt sich darin, dass in seiner Geschichte Luis ja nicht etwa die Maske eines Monsters, Raubtiers o. ä. aufgesetzt hat, sondern die Maske von „Genscher“. Es fragt sich, ob der explizierte Wissenszusammenhang (implizite Voraussetzungen und vorausgesetzte

⁶² Ich verzichte hier aus Platzgründen gleichfalls auf eine formalisierte Darstellungsweise der Prädikationsstruktur, in der man dieses verstehensrelevante Wissen darstellen könnte. Vgl. für ein Beispiel Busse 2007c.

Inferenzen) in diesem konkreten Falle wirklich auf das „nachgeahmte echte Objekt“ zutrifft. Da man dies wohl eher verneinen muss, müsste eine Analyse der gesamten gegebenen Wissenssituation (für Sophie wie für ihre Mutter) möglicherweise noch zu weiteren (anderen) Konsequenzen kommen.

Wer die gelegentlich auftretende heftige Angst mancher kleiner Kinder vor Masken, Verkleidungen, geschminkten Gesichtern generell kennt, könnte den der Äußerung der Mutter vorausgehenden epistemischen Prozess (den sie wiederum als Verstehensvoraussetzung für die Rezipienten unbewusst voraussetzt) leicht abweichend von obiger Beschreibung folgendermaßen rekonstruieren:

- Echte Personen haben ein echtes Gesicht (eine echte äußere Gestalt).
- Wenn man sich vor echten Personen (Lebewesen usw.) mit einem bestimmten echten Gesicht (einer bestimmten echten äußeren Gestalt) fürchtet, dann muss man sich nicht in gleicher Weise vor einer Person mit einem nachgeahmten Gesicht (einer nachgeahmten äußeren Gestalt) fürchten, weil (s. o.): Die Angst einflößenden („potentiell gefährlichen“) Eigenschaften einer Person (eines Lebewesens) sind nur bei dem echten Exemplar dieser Gattung vorhanden, nicht aber bei der Nachahmung.

Dies trifft vermutlich immer noch nicht den wahren Grund der Angst Sophies (oder von Kindern der erwähnten Gruppe); da dieser in der Geschichte nicht thematisch ist (und diese auch keinen Anhaltspunkt dafür liefert, dass die erzählte Mutter ihn überhaupt erkannt hat), kommt es darauf für die semantisch-epistemische Analyse der Verstehensbedingungen (als Bedingungen der adäquaten Verstehbarkeit) der Aussage der Mutter nicht weiter an.⁶³

⁶³ Tatsächlich handelt es sich wohl (nach den Erfahrungen, die der Verf. mit Kindern des Reaktionstyps von Sophie gemacht hat) vor allem um eine tiefsitzende Angst davor, dass jemand, den man gut kennt, und der bestimmte Eigenschaften hat (z. B. ein bestimmtes Gesicht), urplötzlich nicht mehr der ist, als den man ihn kennt (mit den Eigenschaften, die man an ihm/von ihm kennt). Die Maske (das geschminkte Gesicht, die Verkleidung) „raubt“ dem kleinen Kind offenbar eine vertraute Person und damit etwas, was dem Kind in der stets als bedrohlich wahrgenommenen Umgebung „Sicherheit“ und „Vertrauen“ vermittelt hat. Ich deute die Ursache der Angst als eine tiefe Verunsicherung durch eine Art von „Kategorienabweichung“: Der der kleinen Sophie gut vertraute Bruder Luis in Hackes Geschichte erweist sich plötzlich (durch die Maske) scheinbar als ein anderer; dies ruft tiefes Erschrecken hervor. Bei Kindern mit ähnlichen Reaktionsmustern ist das Erschrecken (und die darauf folgende tiefe Angst) immer dann besonders intensiv, wenn eine Art „Kategorienbruch“ („-wechsel“) vorliegt; also z. B. das eigene Geschwisterkind oder Mutter oder Vater z. B. plötzlich als Tier (z. B. als Katze, Löwe usw. geschminkt oder verkleidet) auftritt. Die Angst ist ganz offensichtlich eine Angst vor dem Verlust der Sicherheit, die einem die elementare (ursprüngliche) Orientierung in der offenbar ab einem bestimmten Entwicklungszeitpunkt des Kindes stets als (potentiell) feindlich erlebten Umwelt gibt. Diese Orientierung(sfähigkeit) baut auf den fundamentalen Ordnungskategorien auf (Begriffe, Wissensrahmen), mit denen die wahrgenommene Welt strukturiert und „angeeignet“ wurde (mit dem Effekt, dass sie als weniger bedrohlich erscheint. Geraten diese elementaren Ordnungskategorien durcheinander, wird dem Kind offenbar die für eine problemlose Orientierung (ein störungs-

Das gewählte Textbeispiel zeigt, wie enorm die „Evokationskraft“ von Wörtern (hier: *Plastik*) hinsichtlich der verstehensnotwendigen oder ein adäquates Verstehen ermöglichenden Wissensvoraussetzungen schon in alltäglichen kommunikativen Situationen sein kann.⁶⁴ Eine Fülle von kulturell konstituierten Wissensvoraussetzungen (Erfahrungen, Schematisierungen, Kategorisierungen, Handlungsabläufen, Kommunikationsmustern) geht der nur scheinbar simplen Äußerung der Mutter voraus und (semantisch und epistemologisch) in sie, in ihr Funktionieren (oder besser: in die Voraussetzungen dafür, dass diese Äußerung überhaupt so funktionieren kann, wie sie beabsichtigt ist) ein. Die Komplexität der epistemischen Voraussetzungssituation potenziert sich exponential, wenn man kulturhistorisch komplexere Wissensbereiche untersucht. Eine methodisch gesicherte Form der Erfassung und Darstellung des verstehensrelevanten Wissens in seiner Komplexität wie seiner jeweiligen Architektur brächte nach dem hier vorgeschlagenen Konzept einer linguistischen Epistemologie auf jeden Fall einen erheblichen Gewinn an Klarheit wenn nicht gar an inhaltlicher (z. B. kultursemantischer) Erkenntnis.

Literatur

- Barsalou, Lawrence W. (1992): Frames, concepts, and conceptual fields. In: Lehrer, Adrienne/Kittay, Eva. F. (eds.): *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N. J.: Erlbaum. S. 21–74.
- Bartlett, Frederick C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: University Press.
- Biere, Bernd Ulrich (1989): *Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*. Tübingen: Niemeyer.
- Boeckh, August (1877): *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. Hrsg. von Ernst Bratuschek. Leipzig: Niemeyer.
- Busch, Albert (2004): *Diskurslexikologie und Sprachgeschichte der Computertechnologie*. Tübingen: Niemeyer.

freies Agieren) in der Welt wichtige Sicherheit, dieses „sich-aufgehoben-fühlen“ geraubt, was tiefe Verunsicherung auslöst. Man kann daran sehr gut sehen, wie wichtig und zentral für unser Weiterleben die elementaren Kategorisierungsprozesse und Wissensrahmen sind, mit denen wir unser Wissen ursprünglich aufbauen und strukturieren. Der amerikanische Sprachanalytiker Saul Kripke hat in seiner Referenztheorie den Aspekt der „erstmaligen Referenz“ hervorgehoben und darauf hingewiesen, dass bei der Kategorienbildung häufig die als prototypisch erlebten erstmaligen Referenzobjekte einer neu erlernten Kategorie zeitlebens epistemisch wirksam bleiben. Ein Kategorienbruch gerade bei einem solchen prototypischen Referenzobjekt (der große Bruder Luis als emotional und sozial wichtige Bezugsperson der kleinen Sophie) ist offenbar in ganz besonderem Ausmaß angsteinflößend.

⁶⁴ Möglicherweise müsste man in eine adäquate linguistische Analyse des vorliegenden Beispiels auch phraseologische Aspekte einbeziehen, und etwa das ganze Syntagma „*Das ist doch nur aus Plastik*“ semantisch-epistemologisch untersuchen und nicht nur das isolierte Wort „*Plastik*“. Dies würde aber an der Voraussetzungshaftigkeit und der Komplexität des verstehensnotwendigen Wissens grundsätzlich nichts ändern.

- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik. Stuttgart: Klett-Cotta. [vergriffen; im Internet zugänglich unter <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse/pub>].
- Busse, Dietrich (1991): Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen. [vergriffen; im Internet zugänglich unter <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse/pub>].
- Busse, Dietrich (1992): Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution. Tübingen: Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik Bd. 131) [vom Verlag aus dem Programm genommen; Restexemplare beim Verfasser erhältlich. Adresse siehe unter: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse>].
- Busse, Dietrich (1993): Juristische Semantik. Grundfragen der juristischen Interpretationstheorie in sprachwissenschaftlicher Sicht. Berlin: Duncker & Humblot.
- Busse, Dietrich (1994): Kommunikationsmodelle und das Problem des Sprachverstehens. Über technische Metaphern in der Sprachwissenschaft. In: Hoberg, Rudolf (Hg.): Technik in Sprache und Literatur. (Festschrift für Franz Hebel). Darmstadt: Verlag der TH Darmstadt. S. 207–234. (= THD Schriftenreihe Wissenschaft und Technik, 66)
- Busse, Dietrich (1997): Das Eigene und das Fremde. Zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 17–35.
- Busse, Dietrich (2001): Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Stukenbrock, Anja/Scharloth, Joachim (Hg.): Linguistische Diskursanalyse. S. 39–52. (Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, Heft 86).
- Busse, Dietrich (2002): Bedeutungsfeststellung, Interpretation, Arbeit mit Texten? Juristische Auslegungstätigkeit in linguistischer Sicht. In: Haß-Zumkehr, Ulrike (Hg.): Sprache und Recht. Berlin/New York: de Gruyter. S. 136–162. (= Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2001).
- Busse, Dietrich (2003a): Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie. In: Dutt, Carsten (Hg.): Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Heidelberg: Winter. S. 17–38.
- Busse, Dietrich (2003b): Historische Diskursanalyse in der Sprachgermanistik – Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung. In: Wengeler, Martin (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim u. a.: Olms. S. 8–19. (= Germanistische Linguistik 169–170).
- Busse, Dietrich (2005a): Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie. In: Müller, Ernst (Hg.): Begriffsgeschichte im Umbruch. Hamburg: Felix Meiner. S. 85–99. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004).
- Busse, Dietrich (2005b): Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft? In: Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Tübingen: Niemeyer. S. 21–42.
- Busse, Dietrich (2006): Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik. In: Scientia Poetica 10, 2006. Berlin/New York: de Gruyter. S. 101–137. (Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften, Hg. v. Danneberg, Lutz/Schmidt-Biggemann, Wilhelm/Thomé, Horst/Vollhardt, Friedrich).
- Busse, Dietrich (2007a): Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In:

- Warnke, Ingo (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter, S. 81–105.
- Busse, Dietrich (2007b): Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person. In: Haardt, Alexander/Plotnikov, Nikolaj: Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld. München: Fink.
- Busse, Dietrich (2007c): Interpreting law: text understanding – text application – working with texts. Erscheint in: Olsen, Frances/Stein, Dieter et al. (eds.): Language and Law. Houndmills/New York: Palgrave Macmillan.
- Busse, Dietrich (2007d): Sprache – Kognition – Kultur. Der Beitrag einer linguistischen Epistemologie zur Kognitions- und Kulturwissenschaft. Erscheint in: Jahrbuch 2007 der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag. [vom Verlag aus dem Programm genommen; Restexemplare beim Herausgeber erhältlich. Adresse siehe unter: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germl/mitarbeiter/busse>]
- Fillmore, Charles J. (1971a): Verbs of judging: an exercise in semantic description. In: Fillmore, Charles J./Langendoen, D. Terence (eds.): Studies in Linguistic Semantics. New York: Holt, Rinehart and Winston, S. 272–289.
- Fillmore, Charles J. (1971b): Types of Lexical Information. In: Steinberg, Danny D./Jakobovits, Leon A. (eds.): Semantics: An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology. Cambridge: Cambridge University Press 1971. S. 370–392. [Teilabdruck in: Dirven, René/Radden, Günter A. (eds.): Fillmore's Case Grammar. A Reader. Heidelberg: Groos 1987. S. 47–54. – Dt. in: Stelzer (Hg.): Probleme des Lexikons der Transformationsgrammatik. Frankfurt a. M.: Athenäum 1972, S. 98–129.]
- Fillmore, Charles J. (1977a): Scenes and Frames Semantics. In: Zampolli, A. (ed.): Linguistic Structure Processing. Amsterdam/New York/Oxford: North Holland. S. 55–81.
- Fillmore, Charles J. (1977b): Topics in Lexical Semantics. In: Cole, Roger W. (ed.): Current Issues in Linguistic Theory. Bloomington / London: Indiana University Press. S. 76–138.
- Fillmore, Charles J. (1982): Frame Semantics. In: The Linguistic Society of Korea (ed.): Linguistics in the Morning Calm. Seoul: Hanshin. S. 111–137.
- Foucault, Michel (1966a): Le mots et les choses. Paris: Gallimard. (Dt.: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971).
- Foucault, Michel (1966b): La pensée du dehors. In: Critique 229. (Dt.: Das Denken des Außen. In: Ders.: Von der Subversion des Wissens. München: Hanser 1974. S. 54–82.)
- Foucault, Michel (1966c): Entretien: Michel Foucault, ‚les mots et les choses‘. In: Les lettres françaises 1125. (Dt. in: Reif 1973, S. 147–156).
- Foucault, Michel (1969): L'archéologie du savoir. Paris: Gallimard. (Dt.: Die Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973).
- Foucault, Michel (1971): L'ordre du discours. Paris: Gallimard. (Dt.: Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser 1974).
- Foucault, Michel (1974): Vorrede zur Überschreitung. In: Ders.: Von der Subversion des Wissens. Hg. u. übers. v. Walter Seitter. München: Hanser.

- Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen: Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen: Narr.
- Fraas, Claudia (2000): Begriff – Konzepte – Kulturelles Gedächtnis. Ansätze zur Beschreibung kollektiver Wissenssysteme. In: Schlosser, Horst Dieter (Hg.): Sprache und Kultur. Frankfurt a. M.: Lang. S. 31–45.
- Fraas, Claudia (2001): Usuelle Wortverbindungen als sprachliche Manifestation von Bedeutungswissen. Theoretische Begründung, methodischer Ansatz und empirische Befunde. In: Nikula, Henrik/Drescher, Robert (Hg.): Lexikon und Text. Vaasa. S. 41–66. (= Sonderband 4 von Saxa)
- Fricke, Matthias (1999): Empirische Diskursanalyse nach Foucault. Diskussion neuerer Foucault-basierter Verfahren der Diskursanalyse anhand von empirischen Analysen von Printmedientexten. Oldenburg, Univ., Diss. [<http://docserver.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/1999/frie.../friemp99.htm>]
- Günther, Horst (1978): Auf der Suche nach der Theorie der Begriffsgeschichte. In: Koselleck (1978), S. 102–120.
- Günther, Horst (1979): Freiheit, Herrschaft und Geschichte. Semantik der historisch-politischen Welt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jung, Matthias (1994): Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Tübingen: Francke (UTB).
- Klein, Josef (1999): Frame als semantischer Theoriebegriff und als wissensdiagnostisches Instrumentarium. In: Pohl, Inge (Hg.): Interdisziplinarität und Methodenpluralismus in der Semantikforschung. Frankfurt/M.: Lang. S. 157–183.
- Klein, Josef (2002): Metaphertheorie und Frametheorie. In: Pohl, Inge (Hg.): Prozesse der Bedeutungskonstruktion. Frankfurt/M.: Lang. S. 179–186.
- Konerding, Klaus-Peter (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie. Tübingen: Niemeyer.
- Konerding, Klaus-Peter (1997): Grundlagen einer linguistischen Schematheorie und ihr Einsatz in der Semantik. In: Pohl, Inge (Hg.): Methodologische Aspekte der Semantikforschung. Frankfurt/M.: Lang. S. 57–84.
- Koselleck, Reinhart (1972): Einleitung. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.) (1972 ff.): Geschichtliche Grundbegriffe. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Koselleck, Reinhart (1978): Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Koselleck, Reinhart (Hg.): Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 19–36.
- Mead, George Herbert (1934): Mind, Self and Society. Chicago: University of Chicago. (Dt.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1968)
- Niehr, Thomas (2004): Der Streit um Migration in der Bundesrepublik Deutschland, Schweiz und Österreich. Eine vergleichende diskursgeschichtliche Untersuchung. Heidelberg: Winter.
- Polenz, Peter von (1985): Deutsche Satzsemantik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Reif, Adelbert (Hg.) (1973): Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, Francois Jacob, Roman Jakobson, Levi-Strauss, Claude. Hamburg: Rowohlt.
- Schank, Roger C./Abelson, Robert P. (1977): Scripts, Plans, Goals and Understanding: An Inquiry into Human Knowledge Structures. Hillsdale: Lawrence.
- Scharloth, Joachim (2005): Die Semantik der Kulturen. Diskurssemantische Grundfiguren als Kategorien einer linguistischen Kulturanalyse. In: Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse.

- nisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Tübingen: Niemeyer. S. 119–135 (= RGL 259).
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1975): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin/New York: de Gruyter.
- Stierle, Karlheinz (1973): Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte. In: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hg.): Geschichte – Ereignis und Erzählung. (Poetik und Hermeneutik 5). München: Fink. S. 530–535.
- Tesnière, Lucien (1959): *Eléments de syntaxe structurale*. Paris: Klincksieck. [Dt.: Grundzüge der strukturalen Syntax. Hg. und übers. von U. Engel. Stuttgart: Klett-Cotta 1980]
- Warnke, Ingo (Hg.) (2007): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter.
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hg.) (2008): Diskurslinguistik nach Foucault. Methoden. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wengeler, Martin (2003a): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen. (= Reihe Germanistische Linguistik 244).
- Wengeler, Martin (2003b): Argumentationstopos als sprachwissenschaftlicher Gegenstand. Für eine Erweiterung linguistischer Methoden bei der Analyse öffentlicher Diskurse. In: Geideck, Susan/Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin/New York: de Gruyter. S. 59–82.
- Wengeler, Martin (2007): Topos und Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten. In: Warnke, Ingo (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ziem, Alexander (2005): Begriffe, Topoi, Wissensrahmen: Perspektiven einer semantischen Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Wengeler, Martin (Hg.). Sprachgeschichte als Zeitgeschichte. Konzepte, Methoden und Forschungsergebnisse der Düsseldorfer Sprachgeschichtsschreibung für die Zeit nach 1945. Hildesheim/New York: Olms. (= Germanistische Linguistik).
- Ziem, Alexander (2006a): Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen. Paper für die Konferenz Diskursanalyse in Deutschland und Frankreich. Aktuelle Tendenzen in den Sozial- und Sprachwissenschaften. 30. Juni–2. Juli, Paris, Université Val-de-Marne.
- Ziem, Alexander (2006b): Mental Spaces, Idealized Cognitive Models, Frames, or Domains? Toward a Unified Theory of Semantic Representations. Vortrag auf der Zweiten Internationalen Konferenz der Gesellschaft für Kognitive Linguistik, München 07. Oktober 2006.
- Ziem, Alexander (2007a): Diskurse, kollektive Wissenssysteme und Frames als Formen der Sprachkritik. Erscheint in: *Aptum*. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Heft 1/2007.
- Ziem, Alexander (2007b): Frame-Semantik. Kognitive Aspekte des Sprachverstehens. Berlin/New York: de Gruyter. [im Druck]